

# Neoklassik als Weltreligion?

## 1. Ökonomie als »herrschende Lehre« und Glaubenssystem

Was den politischen Beobachtern beim Wahlsieg von Jospin in Frankreich und beim Wahlsieg von New Labour unter Tony Blair in Großbritannien auffiel, ist ihnen auch diesmal, beim Wahlsieg der SPD und Gerhard Schröders aufgefallen: Entgegen allen Unkenrufen vorher zeigten sich die angeblich so wachsamen und gegenüber allen Experimenten allergischen Herren der internationalen Finanzmärkte keineswegs besorgt. Die großen Börsen der Welt haben alles andere als panisch auf diese politischen Ereignisse reagiert. Warum wohl? Was auch immer die Herren der Finanzmärkte von den Plänen roter oder grüner Regierungen bzw. Parlamentsmehrheiten im einzelnen halten mögen, sie wissen eines ganz genau: Die Mitglieder der neuen Regierungen haben mehrheitlich den rechten Glauben. Der rechte Glaube ist der Glaube an das, was heute nicht nur in der »westlichen« Welt, sondern seit 1989/90 zum ersten Mal auch weltweit als ökonomische Wissenschaft verkündet wird. Man braucht heute als Roter oder Grüner nicht mehr Christ oder sonstwie respektabel zu sein (obwohl das nicht schaden kann), um in der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft, selbst in ihren höheren Rängen akzeptabel zu sein. Es genügt, den richtigen ökonomischen Glauben zu haben. Und dieser rechte Glaube, neoklassisches Denken nämlich, steckt heute in allen roten und grünen Köpfen, die irgend als »politikfähig« betrachtet werden.<sup>(1)</sup>

Die heute herrschende Lehre der neoklassischen Ökonomie ist eine formidable geistige Macht. Sie beherrscht das politische Denken in allen kapitalistischen Demokratien (und in den nicht weniger kapitalistischen Autokratien der vormals Dritten Welt nicht minder). Jahr für Jahr werden weltweit Millionen angehender Intellektueller und zukünftiger »Führungskräfte« im Einheitsdenkstil der herrschenden ökonomischen Lehre unterwiesen. Wie einstmalig die Beherrschung des Lateinischen oder später des Französischen ist heute die Beherrschung der »Sprache der Ökonomie« eine der wesentlichen Bedingungen, um Zutritt zu den internationalen Eliten in Politik und Wirtschaft zu erhalten. Diese Einheitsprache hat die politische Sprache gründlich erobert: Politiker, die als »seriös« gelten wollen, haben gefälligst in der Sprache der neoklassischen Ökonomie zu argumentieren. Kleinere terminologische Verwirrungen werden ihnen leicht vergeben; auf die Geste, die bereitwillige Unterwerfung unter die vermeintlich universelle Logik der ökonomischen Sachzwänge signalisiert, kommt es an.<sup>(2)</sup> Die neoklassische Ökonomie hat längst den Status einer »Zivil-« oder »Alltagsreligion« erreicht. Sie liefert die Glaubenssätze, die Deutungsmuster und die Normen, an denen sich politisches wie soziales Handeln überhaupt zu orientieren haben und woran sie sich messen lassen müssen. Sie tritt auf als einzig legitime Vertreterin der »ökonomischen Vernunft« auf Erden.<sup>(3)</sup>

Man sollte den Vergleich der Neoklassik mit einer Religion nicht überstrapazieren. Obwohl es zahlreiche Ökonomen gab und gibt, die diesen Vergleich zum Teil selbstironisch ziehen und von den Ökonomen als Theologen, der Ökonomie insgesamt als »Zweig der Theologie« (vgl. z.B. Robinson 1973, 127) bzw. von der neoklassischen Ökonomie als »konventioneller ökonomischer Theologie« reden (vgl. z.B. Ormerod 1994, 199).<sup>(4)</sup> Die heutige Ökonomie hat in der Tat ihre offiziellen und hoch esoterischen Lehrgebäude, die in einer dem Kirchenlatein vergleichbaren, dem Laien unverständlichen Sprache, der Sprache der höheren Mathematik, formuliert sind. Sie befaßt sich in erster Linie mit sich selbst, mit dem Studium ihrer eigenen, selbsterzeugten Probleme, da sich ihre Vertreter, soweit sie das treiben, was sie ökonomische Theorie zu nennen

belieben, in der Hauptsache mit dem Studium ihrer Modelle, und nicht etwa mit der ökonomischen Realität beschäftigen.<sup>5)</sup> Sie hat ihre hierarchische Ordnung, angefangen beim Fußvolk der Laien, der Laienbrüder und -prediger, die die exoterische Seite der Ökonomie darstellen, die Wirtschaftsjournalisten, die zahllosen Berater, die Lehrer, das Heer der Mitarbeiter in statistischen Büros, die Forscher in vielerlei privaten und öffentlichen Einrichtungen, die Manager und Unternehmer in Millionen von privaten und öffentlichen Unternehmen, die zahlreichen Funktionäre der Interessenverbände. Darüber erhebt sich die Hierarchie des ökonomischen Klerus, der Orden und Klöster, neudeutsch think tanks genannt, der Prälaten, Bischöfe und Kardinäle, die sich an öffentlichen und privaten Hochschulen überall auf der Welt tummeln, der Päpste, d.h. der Verfasser der großen, weltweit benutzten Lehrbücher, der Direktoren der großen, nationalen Forschungseinrichtungen, der Präsidenten der großen, nationalen und internationalen Fachverbände, der Nobelpreisträger. Fast so sicher wie der Satz, daß der Papst an Gott glaubt, gilt der Satz, daß in den oberen Rängen dieser Hierarchie nur gläubige Neoklassiker anzutreffen sind - mit wenigen, daher desto bemerkenswerteren Ausnahmen.

Diese hierarchische und internationale Bruderschaft der Ökonomen übt seit langem eine erstaunliche politische Macht aus. Die Ökonomen begnügen sich nicht mehr damit, die ökonomische Welt verschieden zu interpretieren; sie sind dabei, sie nach ihrem Bilde zu verändern und dabei jedes andere Bild der sozialen Welt zu verdrängen. Spätestens seit der »keynesianischen Revolution« sind die Ökonomen an die Macht gekommen, und zwar nicht nur dort, wo sie traditionell schon immer den Ton angaben, in den Zentralbanken und beim Fiskus. Seit der Zeitenwende von 1989/90 kann die herrschende Lehre der Ökonomie den Anspruch auf universelle Gültigkeit, auf Weltgeltung, den sie theoretisch schon immer erhoben hat, auch praktisch wahr machen: In der akademischen Lehre, in der Forschung wie im Alltagsgeschäft der Politikberatung herrscht der Einheitsstil des neoklassischen ökonomischen Denkens heute in fast allen Ländern der Erde vor. Die großen Agenturen der internationalen ökonomischen Politik, IWF, Weltbank, WTO, OECD usw., sind - wie die nationalen think tanks - vor allem eines: Feste Burgen des neoklassischen Einheitsdenkens. Relativ machtlose Organisationen wie die ILO bieten gelegentlich auch Außenseitern, nicht hundert-prozentigen Neoklassikern, eine Chance.

Der enormen geistigen Macht der Ökonomen entspricht ihr Macht- und Elitebewußtsein durchaus, auch wenn dies nur selten offen ausgesprochen wird. Paul A. Samuelson, Verfasser des am weitesten verbreiteten Lehrbuchs der Ökonomie und Erfinder der sogenannten »neoklassischen Synthese«, mit deren Hilfe die abweichlerischen Keynesianer wieder auf den Pfad des rechten Glaubens zurückgeholt werden sollten, hat das gewachsene Machtbewußtsein der Ökonomen sehr schön und knapp so ausgedrückt: »I don't care who writes a nation's laws ... if I can write its economics textbooks.«<sup>6)</sup> Mittlerweile begnügen sich die Ökonomen nicht mehr mit den Lehrbüchern. Die neoklassische Ökonomie ist längst nicht mehr eine nur programmatisch »imperialistische Wissenschaft«, die alle im Sinne des ökonomischen Denkens »unterentwickelten« Gebiete der Sozialwissenschaften zu Provinzen des Einheitsdenkens herabzusetzen (vgl. z.B. Stigler 1984) und nach ihrem Bilde umzuformen sucht, sondern vielerorts seit langem bereits praktisch in vollem Gange ist. Gerade in den gefährlichen Disziplinen, wie der Politikwissenschaft, ist dieser Versuch auch schon recht erfolgreich gewesen.<sup>7)</sup>

Die Ökonomen haben die potentielle Macht des »richtigen« ökonomischen Denkens früh gesehen: Von Anfang an haben sie sich bemüht, die richtigen Leute rechtzeitig und gründlich von der wahren Lehre zu überzeugen, was den Physiokraten, der ersten historischen Schule der Economistes, mit dem Hof von Versailles auch ausgezeichnet gelang. Seit den Anfängen der industriellen Massenbewegungen, genauer seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gab und gibt es organisierte Versuche, dem Publikum »richtiges« ökonomisches Denken, die

gesunden Prinzipien der einen wissenschaftlichen Ökonomie beizubringen - und zwar keineswegs nur den gebildeten Ständen, sondern dem »Volk«.<sup>(8)</sup> Die Geschichte der Freihandelsbewegung in England ist zugleich die Geschichte der ersten, erfolgreichen Massenpropaganda theoretischer Lehrsätze der - damals noch nicht reinen, sondern politischen - Ökonomen. Besonders intensiv wurden und werden diese Bildungsbemühungen, wann immer besagtes »Volk« anfing, sich eigene Vorstellungen von dem zu machen, was ökonomisch vernünftig und richtig sein könnte. Das jüngste Kapitel dieser Erfolgsgeschichte ist mit dem erfolgreichen Wiederaufstieg des Neoliberalismus - und mit ihm kurioserweise der Neoklassik als wieder herrschender Lehre der Ökonomie - geschrieben worden. Mit dem Neoliberalismus als herrschender politischer Lehre sind die Elementarsätze der Neoklassik vom angeblich natürlichen und an sich »rationalen« nutzenmaximierenden Verhalten, von der »natürlichen« Tendenz der Märkte, alles ins Gleichgewicht und damit ins Lot zu bringen, von den immerfort und überall und vor allem für jedermann gleichermaßen segensreichen und vorteilhaften Wirkungen der unbegrenzten Konkurrenz - als Glaubenssätze, ohne das Kirchenlatein, d.h. die mathematische Modellformulierung - zum Volksglauben aufgestiegen. Einem Glauben, dem auch die Masse der Arbeitnehmer, auch die gewerkschaftlich organisierten - mangels Alternativen bzw. einer lebendigen Tradition der Kritik der (un)politischen Ökonomie - erliegen.

Keine Religion ohne Ketzer. Auch die Ökonomie hatte davon reichlich und das Gespenst der Ketzerei verfolgt sie noch immer. Als Wissenschaft, die sie zu sein beansprucht, steht die Ökonomie heute wie gestern unter Feuer. Ketzer, nicht nur aufmüpfige Laienbrüder, sondern gelegentlich auch Abtrünnige aus den höheren Rängen der Hierarchie, gab es und es gibt sie noch heute.<sup>(9)</sup> Leute, die allen Ernstes behaupten, die heutige, herrschende Lehre der Ökonomie, die Neoklassik, sei gar keine Wissenschaft, sondern ein irreführendes Glaubenssystem, eine Pseudowissenschaft im mathematischen Gewand, ein Irrweg, ein gescheitertes Projekt, das sich in einer Sackgasse im Kreise drehe, auf jeden Fall keine ernst zu nehmende empirische, schon gar keine Sozialwissenschaft. Im besten Fall, so sagen die Ketzer, ist die Ökonomie heute noch keine Sozialwissenschaft. Sie wird, nach einer gründlichen Reformation an Haupt und Gliedern ihres Denksystems, vielleicht mal eine. Heute ist sie weder Fisch noch Fleisch, weder Theorie noch Empirie, eine Mißgeburt, die nur dank ihres unbestreitbaren ideologischen Gebrauchswerts und dank der gefestigten Position der Fachvertreter im Kreise der Machteliten fortbesteht.

## 2. Was ist Neoklassik?

Der Neologismus Neoklassik ist im Verlauf der Theoriegeschichte der Ökonomie unterschiedlich gebraucht worden. Er sollte - wie ähnliche Wortschöpfungen (Neomarxismus, Neoliberalismus) - stets Bruch und Kontinuität zugleich signalisieren. Der Ausdruck stammt denn auch von »Versöhnlern«, von Leuten wie Alfred Marshall, der noch einen Lehrstuhl für Politische Ökonomie statt Economics innehatte und an allerlei Kompromissen zwischen der alten und der neuen Lehre arbeitete (bis hin zu der, in den Augen heutiger Neoklassiker verrückten Idee, es könne so etwas geben wie nationale Unterschiede von »Industry and Trade«, verschiedene Formen und Typen des Kapitalismus, die zu studieren einem Ökonomen gut anstände) (vgl. Marshall 1919). Der Name ist in der Tat höchst irreführend, da an der Neoklassik wenig neu und noch weniger klassisch ist. Ihre Protagonisten waren angetreten, um mit den Irrlehren der (englischen) Klassiker, namentlich Adam Smiths und David Ricardos, ein für allemal aufzuräumen. Die Neuerungen, die den theoretischen Kern dieser radikalen »Kritik der (klassischen) Politischen Ökonomie« bilden sollten - die Nutzentheorie des Werts ebenso wie die Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung und die Quantitätstheorie des Geldes stammen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Und die Mathematisierung der Ökonomie hatte lange zuvor schon begonnen (mit Cournot, Dupuit, Whewell, von Thünen und anderen).

Daß die Ökonomie nichts anderes sein solle, als eine Wissenschaft vom Austausch bzw. von den Beziehungen zwischen austauschbaren Größen oder Mengen, ist auch schon lange vorher verkündet worden (von Whately, Macleod und anderen).

Was Neoklassik genannt wird, ist aus der sogenannten »marginalistischen« Revolution der 1870er Jahre hervorgegangen. Das war ein durchaus internationales Unternehmen, an dem Briten, Franzosen, Italiener, Österreicher und Amerikaner beteiligt waren. Sinn und Zweck des Unternehmens war keineswegs, Marx' Kritik der Politischen Ökonomie zu begegnen.<sup>(10)</sup> Diese Marxsche Kritik war bis in die neunziger Jahre hinein kaum bekannt, schon gar nicht in den angelsächsischen und französischsprachigen Ländern, und die eigentliche Anti-Kritik begann erst nach dem postumen Erscheinen des dritten Bandes des Kapital 1894, in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre.<sup>(11)</sup> Da war der neue, marginalistische Ansatz aber bereits voll entwickelt und schon in die Lehrbuchliteratur eingegangen.<sup>(12)</sup> Es ging den Protagonisten darum, die altbekannten, gefährlichen Thesen der »düsteren« Wissenschaft der Politischen Ökonomie ein für allemal los zu werden, vor allem die Arbeitswerttheorie, die schon den Zeitgenossen Adam Smith', lange vor Marx, höchst suspekt war. Es ging darum, die ebenso altbekannten und bereits oft behaupteten - von Say bis Bastiat - ökonomischen Harmonielehren gegen die peinlichen Widersprüche der klassischen Theorie zu verteidigen und sie auf eine sichere, wissenschaftliche Grundlage zu stellen, sozusagen die Klassiker wie ihre Kritik zu überwinden. Die Gegner, soweit den Protagonisten der marginalistischen Revolution bewußt und bekannt, waren eher Ricardo und die Ricardianer<sup>(13)</sup> bzw. die zeitgenössischen Kritiker der Ricardoschen Ökonomie vor Marx, wie Sismondi und Richard Jones, oder die Vertreter der deutschen Historischen Schule; allesamt keine Marxisten. Léon Walras wollte mit einer neuen, »reinen« Ökonomie den Nachweis liefern, daß die gegenwärtige ökonomische Gesellschaftsordnung allen früheren überlegen sei. Sie habe mit jeder Form der Ausbeutung Schluß gemacht und sei zwar nicht natürlicher, aber dafür gerechter als alle früheren Ordnungen, gerechter auch als der Sozialismus, der mit dem (Privat)Interesse wie der Gerechtigkeit im Streit liege (vgl. Walras 1874, 10, 12, 37). Ähnliche Bekenntnisse finden sich bei allen Protagonisten der Neoklassik.

Um von den falschen und gefährlichen Theorien der Klassik, vor allem Ricardos und Mills, abzukommen, wurde eine altherwürdige Variante der Werttheorie, die Nutzentheorie neu belebt. Als Theorie des Grenznutzens sollte sie eine einheitliche Betrachtung aller ökonomischen Phänomene ebenso zustande bringen, wie eine genaue quantitative Bestimmung der ökonomischen Größen und eine Erklärung ihrer Veränderungen erlauben - also genau die analytische und synthetische Leistung erbringen, die die klassischen Ökonomen von der Arbeitswerttheorie erwartet hatten. Zugleich sollte der gesamte Begriffsapparat der Ökonomie, die ökonomische Denkweise nach dem Vorbild der zeitgenössischen Naturwissenschaften, in erster Linie der Physik, umgestaltet werden. Ökonomie sollte eine richtige, nämlich exakte, quantitative, physikalisch-mathematische Wissenschaft werden. Es gab in ihrem Denken nur zwei Vorbilder echter Wissenschaft - reine Mathematik und experimentelle Naturwissenschaft. Also handelte es sich darum, diesen Vorbildern nachzueifern. Und genau das taten Jevons, Walras, Pareto und die anderen. Sie verkündeten nicht nur das Programm einer »reinen Theorie der Ökonomie«, die den physikalisch-mathematischen Wissenschaften in jeder Beziehung gleiche, sie schwärmten nicht nur von einer reinen »Astronomie der Güterbewegungen«. Sie folgten diesem Vorbild bis in die Details ihrer Begriffsbildungen hinein. Die ökonomischen Kategorien - Wert, Ware, Nützlichkeit, Grenznutzen, Gleichgewicht usw. - wurden analog zu zeitgenössischen physikalischen Begriffen - Partikel, Raum, Kraft, Arbeit, Energie usw. - geformt und interpretiert (vgl. Ingrao/Israel 1987; Mirowski 1989, 218 ff.). Es war in der Tat zum ersten Mal das, was die Väter der deutschen Historischen Schule den klassischen Ökonomen zu Unrecht vorwarfen: der Versuch, eine »Naturwissenschaft der Wirtschaft« zu begründen.<sup>(14)</sup>

Wie die alten, klassischen Ökonomen sich an der Medizin und der Mechanik ihrer Zeit orientierten, so borgten sich die Protagonisten der Neoklassik ihre zentralen Metaphern von der Physik ihrer Zeit. Entgegen der verbreiteten Legende muß man betonen, daß unter den Vätern der Neoklassik nur wenige ausgebildete Mathematiker oder Naturwissenschaftler waren. Richtige Mathematiker und Naturwissenschaftler - wie z.B. John von Neumann und Oskar Morgenstern - haben die naive Überzeugung, die bloße Nachahmung oder Wiederholung der Methoden der theoretischen Physik könne, ja müsse in den Sozialwissenschaften zu ähnlichen Ergebnissen führen, immer bezweifelt (vgl. z.B. Neumann/Morgenstern 1961, 6). Zeitgenössische Mathematiker und Physiker, die mit den Vätern der Neoklassik gut bekannt waren - und deren mathematische Fähigkeiten bzw. deren Verständnis der zeitgenössischen Physik nicht sonderlich hoch einschätzten, sahen das übrigens ähnlich. Die ersten Schriften der neuen Ökonomie wurden von den Zeitgenossen auch keineswegs günstig aufgenommen. Die Ökonomen, auch die, die mit dem Traditionsbestand der Klassik höchst unzufrieden waren, zeigten sich enttäuscht: Das war ja erstens gar nichts Neues, nämlich noch einmal die altbekannten Weisheiten über Nachfrage und Zufuhr, die man von jedem Straßenhändler hören konnte. Und zweitens war diese neue Theorie keineswegs weniger abstrakt-deduktiv, unhistorisch, unrealistisch, kurz metaphysisch als die klassische Theorie, sie war in dieser Beziehung noch viel schlimmer als die alte. Mathematiker und Naturwissenschaftler waren auch nicht begeistert von der neuen, angeblich »mathematischen« Wissenschaft (vgl. Routh 1989, 10 ff., 54, 223 f. u.ö.; Israel 1996, 171 f.).<sup>(15)</sup>

Was diese wackeren Leute nicht sahen, war der außerordentliche Schatz an brauchbaren Metaphern, den auch die nur halbverstandene Begrifflichkeit der zeitgenössischen Naturwissenschaft den Begründern der Neoklassik bot. Metaphorisch war auch die alte, die klassische Politische Ökonomie; ihre Metaphern - wie das berühmte »laissez faire«, das ursprünglich »laissez faire la nature« hieß, oder die Vorstellung vom ökonomischen Kreislauf - waren der zeitgenössischen Medizin entlehnt.<sup>(16)</sup> Marx bediente sich in seiner *Kritik der Politischen Ökonomie* zahlreicher Metaphern der klassischen Ökonomie, wie z.B. der Rede von den »Naturgesetzen« der kapitalistischen Produktionsweise, aber eben in der erklärten Absicht, diese Metaphorik und mit ihr den unbewußten »Fetischismus« oder »groben Materialismus« der Ökonomen zu kritisieren.<sup>(17)</sup> Der Aufstieg der Neoklassik dagegen markierte den vorläufigen Sieg der physikalisch-mathematischen Metaphorik. Ein überwältigender Sieg, da bis heute den meisten neoklassischen Ökonomen (wie übrigens auch den meisten Marxisten) nicht mehr bewußt ist, daß sie in Metaphern reden.

Die metaphorischen Anleihen bei der zeitgenössischen Physik paßten zu der alten Vorstellung, Märkte seien als eine Art von un- und überpersönlicher »Mechanismus«, als eine »Maschine« aufzufassen. Die Funktions»prinzipien« dieser Maschinerie galt es in mathematisch exakten Gesetzen - Formeln - wiederzugeben. Allerdings sollte das menschliche Individuum in dieser Theorie des Marktprozesses seinen gebührenden Platz erhalten. Nämlich als Rädchen im System, als funktionierender Rechenautomat, der stur und unbeirrbar dem zur »Rationalität« verklärten Kalkül der Nutzenmaximierung folgt, sich mithin verhält wie ein »menschliches Atom«, das seiner angeblichen »Natureigenschaft« gemäß (re)agiert. Daher gibt es schon in den Anfängen der Neoklassik beides: Die merkwürdige Konstruktion einer »Individualpsychologie«, deren Autoren sich gleichermaßen auf die unwandelbare »Natur des Menschen« wie auf »Introspektion« und »Erfahrung« berufen - und daneben eine reine Preistheorie, die nur die funktionellen Beziehungen zwischen objektiven, gegebenen Marktgrößen - Güter- und Geldmengen -, eine Art »Mechanik« des Marktes, abbilden sollte. Beides war nur zusammen zu bringen, indem man jegliche Spur »sozialen Handelns« - individueller Willens- und Entscheidungsfreiheit ebenso wie der Orientierung an Normen, an sozialen Strukturen, an sozialem »Sinn« - aus der »reinen« Theorie tilgte.

Die Theorie des Grenznutzens ist keineswegs bewußt als Ideologie, als apologetisches Märchen erdacht worden. Es ging zunächst darum, noch ganz in der klassischen Tradition, die unwandelbare »Natur« des Menschen, die »Naturgesetze« seines Verhaltens unter »natürlichen Bedingungen« zu bestimmen. Diese »Naturgesetze« sollten im Gedankenexperiment ergründet werden; Experimente, in denen die als prinzipiell meßbar angenommenen ökonomischen »Größen« und deren Veränderungen zu studieren waren. Ganz im Sinne ihres physikalischen Vorbilds trachteten sie danach, funktionelle Beziehungen zwischen diesen Größen möglichst exakt festzustellen. Die marginalistische Umdeutung der alten Nutzentheorie des Werts hatte daher auch einen technischen Grund: Es machte sie mathematisch darstellbar. Nutzentheoretische Überlegungen dienten zunächst dazu, sich über die »Natur der Größen« klar zu werden, mit denen die neue, mathematische Ökonomie operieren sollte (vgl. Jevons 1924, 60 ff.)

Zahlreiche Ökonomen nahmen dies Programm einer systematischen Alternative zur Arbeitswerttheorie durchaus ernst und versuchten, es konsequent abzuarbeiten - von der elementaren Preistheorie über die Kapitaltheorie, die Theorie der Einkommensbildung und -verteilung bis hin zur Thematik der Finanzwissenschaft, der ökonomischen Beziehungen zwischen dem Staat und seinen Bürgern, die es ebenfalls nutzentheoretisch zu interpretieren und zu erklären galt.<sup>(18)</sup> Dennoch läßt sich gerade an den Geschicken der Grenznutzentheorie zeigen, daß sie nicht nur zu Anfang, im Blick auf die gefährlichen Implikationen der Arbeitswerttheorie, sondern in ihrem systematischen Fortgang von ideologischen Rücksichten bestimmt war. Einige einfache Grundsätze der Nutzentheorie des Werts sind intuitiv ohne weiteres plausibel. Wenn ich immer mehr von demselben »Gut« konsumiere, dann nimmt der Genuß mit jeder weiteren konsumierten Einheit nicht mehr ständig zu, sondern ab, jedenfalls, sobald eine gewisse Sättigung erreicht ist. Das weiß jedes Kind, das schon einmal zuviel Eis gegessen hat. Irgendwann wird auch dem größten Leckermaul schlecht. Wenn man diesen einfachen Grundsatz auf ganze Güterbündel überträgt, und wenn man das Einkommen als eine Art verhüllender Geldform über den Gütervorräten betrachtet, die dem jeweiligen Einkommensbezieher zum individuellen Konsum zur Verfügung stehen, dann ergibt sich eine merkwürdige Konsequenz: Streng nutzentheoretisch nimmt bei steigendem Geldeinkommen der »subjektive Wert« dieses Einkommens nicht zu, sondern ab. Und zwar je höher das individuelle Einkommen bereits ist, desto mehr. Also konnte man leicht zu dem Schluß kommen, daß die Wohlfahrt, der Genuß bzw. das Ausmaß der Bedürfnisbefriedigung für viele einzelne, letztlich die »soziale Wohlfahrt« für alle, durch »Umverteilungen« von oben nach unten erhöht werden könne: Der gleiche Einkommensbetrag ist nutzentheoretisch für den Armen mehr wert als für den Reichen, vorausgesetzt daß in der Tat der abnehmende Grenznutzen eines Gütervorrats dessen Wert bestimmt. Ergo steigt die Wohlfahrt, die Summe der subjektiven Werte in einer Marktgesellschaft, wenn Einkommen von den Reichen zu den Armen (die mehr Spaß daran haben als die mehr als gesättigten Reichen) umverteilt wird.

Also ließe sich im Prinzip ein progressiver Steuertarif nutzentheoretisch ebenso begründen wie eine umverteilende Sozialpolitik. Das waren die berühmten »sozialistischen Konsequenzen« der Grenznutzentheorie (vgl. z.B. Bortkiewicz 1898; Solo 1981; Balogh 1982). Sobald den Nutzentheoretikern diese Konsequenzen vor gut einhundert Jahren klar zu werden begannen, kamen ihnen Bedenken. Das heißt, die Bedenken waren nicht neu, aber sie wurden nun ernst genommen und gegen den ganzen Ansatz gewandt. Von Anfang an war klar, daß die rein subjektiv gedachte Nutzenvorstellung bzw. Genußempfindung schwerlich zu messen und quantifizieren sein würde. Noch schwieriger wird es, wenn man Nutzen vergleichen will, was man aber muß, wenn man mit Nutzengrößen operieren will. Selbst den »Totalnutzen« eines Güterbündels für ein Individuum zu ermitteln, erfordert heroische Abstraktionen. Außerdem wußte man natürlich, daß Grenznutzen und Gesamtnutzen nicht leicht zusammenpassen: Bei einem Zustand der Übersättigung, also Grenznutzen eines Guts oder Güterbündels = 0, müßte

sonst auch der Gesamtnutzen oder Wert des Güterbestandes = 0 sein. Nun wurden diese wohlbekannten Schwierigkeiten, die Nicht-Meßbarkeit und die intersubjektive Unvergleichbarkeit des Nutzens wieder hervorgeholt. Wenn Nutzen keine »objektive«, quantifizierbare Größe sein konnte, dann brauchten die Ökonomen auch keinerlei Aussagen über eventuelle Umverteilungen mehr zu machen.

Im Endeffekt wurde durch derlei Bedenken die gesamte subjektive Werttheorie unheilbar beschädigt. Schon bald wurden die ersten Versuche unternommen, den Nutzenbegriff ganz zu vermeiden und durch etwas vermeintlich »Objektives«, Beobachtbares zu ersetzen. Unoriginell wie stets verfielen die Neoklassiker - voran Pareto - auf Güterkombinationen und erfanden die sogenannten Indifferenzkurven. Mit deren Hilfe ließ sich die Behauptung vermeiden, das Marktverhalten der Konsumenten sei durch meßbare und für die beteiligten Individuen vergleichbare Nutzengrößen bestimmt, wenn auch nur um den Preis, daß das, was ursprünglich mal erklärt werden sollte, Marktpreise nämlich und effektive Nachfrage, als bekannt und jeweils »gegeben« vorausgesetzt werden mußte. Schadete ja nichts. Statt einer komplizierten Werttheorie hatte man nun eine prätentiose Scheinerkenntnis: Die angebliche Präferenz»theorie« läuft auf die schlichte Behauptung hinaus: Die Käufer wissen, was es auf dem Markt zu kaufen gibt, und sie wissen, was sie wollen.<sup>(19)</sup> So endete die marginalistische Revolution in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit einem merkwürdigen Ergebnis: Mit der Nutzentheorie wurde jegliche Werttheorie aufgegeben. Jedenfalls meinten die Ökonomen, daß sie auf eine Werttheorie zugunsten einer reinen Preistheorie gut verzichten könnten.<sup>(20)</sup> Was aber blieb, das war der bloße Formalismus der angewandten Elementarmathematik, das Standardmodell des Konkurrenzgleichgewichts, in dem das Spiel der Marktkräfte die Preise und die Preise die Aktionen der Marktteilnehmer vollständig bestimmte. Mithin genau das, worüber die Väter der Neoklassik, darin noch ganz Kinder der klassischen Ökonomie, gespottet hatten. Erst die von der Nutzentheorie gereinigte Gleichgewichtstheorie ist eine reine Marktpreistheorie - ohne jegliche werttheoretische Anklänge mehr.<sup>(21)</sup> Gleichwohl spuken in der Lehrbuchökonomie der Begriff des Nutzens wie der des Grenznutzens, ja sogar der des »Werts« bis heute herum, ohne daß die herrschende Lehre damit systematisch irgend etwas anzufangen wüßte.

Auch die »keynesianische« Revolution war bestenfalls eine halbe. Keynes hatte wie vor ihm Marx zwar vor, einen »wissenschaftlichen Versuch zur Revolutionierung einer Wissenschaft« zu unternehmen; eine radikale Kritik der »ökonomischen Denkweise« oder der »ökonomischen Kategorien« kam ihm aber nicht in den Sinn. Er wollte eine offensichtliche Schwäche der Standardökonomie beheben, ihre Unfähigkeit, etwas Sinnvolles zur Erklärung von Unterbeschäftigung und Krisen zu sagen. Wenn allerdings ein Zustand der Vollbeschäftigung erreicht sei, so war nach Keynes' fester Überzeugung die alte, neoklassische Theorie des Konkurrenzgleichgewichts wieder gültig.<sup>(22)</sup> Das war ein schlimmer Fehler, ist doch die neoklassische Mikroökonomie mit der allgemeinen Gleichgewichtstheorie als Kern denkbar ungeeignet als Grundlage für eine Keynesianische Makroökonomie. Es gibt überhaupt keine tragfähige theoretische Brücke zwischen Keynes' grundsätzlicher Ansicht von der »Unsicherheit«, in der alle ökonomischen Handlungen, insbesondere Konsum- und Investitionsentscheidungen stattfinden müßten, die daher Reaktionen wie die »Liquiditätspräferenz«, also die nicht nur im Bürgertum verbreitete Vorliebe für Geld- und Kreditreserven, rational mache, und der Gleichgewichtsmetaphysik der Neoklassik. Keynes wollte aber grundsätzlichen Streit mit der Orthodoxie vermeiden. Dennoch war der Kern der Keynesschen Attacke - kurz der Nachweis, daß es Gleichgewichtszustände mit Unterbeschäftigung geben kann, sowie der partielle Nachweis, daß Geld keineswegs »neutral« und daher in der Analyse von Marktprozessen zu vernachlässigen ist - durchaus eine Provokation für die neoklassische Orthodoxie, die ihre nutzentheoretische Grundlage aufgegeben hatte und ihr Heil ausschließlich in der Theorie des Marktgleichgewichts suchen wollte.<sup>(23)</sup> Die Gefahr wurde durch die Erfindung einer neoklassisch begründeten und argumentierenden »Makro-Ökonomie« umschifft. Diese »neoklassische

Synthese« genannte, eklektische Vereinnahmung von Motiven und Spurenelementen des Keyneschen Angriffs auf die Orthodoxie ist gelungen - um den Preis der vollständigen Inkonsistenz des gesamten Theoriegebäudes. Da Keynes und die meisten Keynesianer den Kern des neoklassischen Paradigmas unangetastet gelassen hatten, war die Rückkehr dorthin, d.h. das Abschneiden des keynesianischen Appendix einer »neuen« Makroökonomie, relativ leicht möglich. Ohne schlüssige markt- und preistheoretische Alternative war die neoklassische Orthodoxie nicht nachhaltig zu erschüttern. Also kam es schon in den fünfziger und sechziger Jahren zu einer Erneuerung der Neoklassik, diesmal beseelt von dem Bestreben, endlich Ernst zu machen mit dem Anspruch auf »reine« mathematische Theorie und alle mittlerweile bekannten Kritiken als bloße Anwendungsfälle der allgemeinen Theorie in diese einzugemeinden. Eine Operation, die keineswegs gelungen ist, so daß in der heutigen Lehrbuchökonomie alles mögliche zwischen zwei Buchdeckeln zusammengehalten wird, was logisch in keiner Weise zusammengehört.<sup>(24)</sup>

Diese Standardökonomie befindet sich in der Krise. Und zwar nicht zum ersten Mal. Die erste große Krise der neuen, neoklassischen Orthodoxie kam mit der ersten Grossen Depression dieses Jahrhunderts, ähnlich wie die klassische Ökonomie seit der ersten regulären Nachkriegskrise der Restaurationszeit, der kleinen Weltwirtschaftskrise von 1825/26 in die Bredouille geriet. Beidemal konnte die Ökonomen das Phänomen nicht leugnen, konnten es aber auch nicht zureichend erklären. Um 1830 war die Ricardianische Ökonomie tot. Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts schien die damalige Neoklassik am Ende zu sein. Mit dem Beginn der dritten Grossen Depression in der Geschichte des modernen Kapitalismus hat der - allerdings neoklassisch verkorkste - Keynesianismus seine Glaubwürdigkeit eingebüßt. Diesmal, weil die Rezeptur nicht funktionierte und unter den mittlerweile veränderten Bedingungen der Weltwirtschaft auch nicht funktionieren konnten. Die »reine« ökonomische Theorie der Neoklassik, die daher wieder die Oberhand gewann, hat sich seither als völlig ungeeignet erwiesen, um irgendeines der aktuellen Krisenphänomene der achtziger und neunziger Jahre zu erklären.

### **3. Der Kern des neoklassischen Paradigmas**

Das neoklassische Kernmodell ist von geradezu berauscher Einfachheit. Zwar werden in der Standard-Ökonomie die disparatesten Theorien eklektisch durcheinander gemischt, so daß von theoretischer Strenge keine Rede sein kann (Algebra und Arithmetik in der Regel gut, Logik schwach). Aber zum Ausgleich dafür wartet diese Standardökonomie mit einer synthetischen Leistung auf: Sie ist imstande, jeden beliebigen ökonomischen Gegenstand einem immergleichen analytischen Schema zu unterwerfen, dem Schema der beiden ökonomischen Urkräfte von »Angebot« und »Nachfrage«, die sich auf einem »Markt« genannten Kraftfeld unter den Bedingungen »vollkommener Konkurrenz« treffen. Dieses Schema ist leicht zu lernen und noch leichter zu gebrauchen. Die Ausbildung der Ökonomen weltweit dreht sich bis zum heutigen Tag darum, dieses Grundschema unter allen Umständen reproduzieren und auf alles und jedes »anwenden« zu können.

Der Kern ist seit langem bekannt und man kann seine Elemente leicht aufzählen: Es handelt sich um eine Reihe von zentralen Dogmen oder Lehrsätzen, die in der Regel nicht als solche verkündet und gelehrt werden, sondern in den Voraussetzungen der Ökonomen, den konstituierenden »Annahmen« der zentralen Modelle stecken. Da neoklassische Ökonomen in der Regel Modelle und Theorien verwechseln, stören sie sich auch nicht sonderlich an ihrer mangelhaften Begriffsbildung; sie sind in aller Regel erklärte Nominalisten, nicht nur in der Geldtheorie. Ihr Kernmodell ist das des Konkurrenzgleichgewichts auf Märkten, das sowohl für alle Märkte zugleich - allgemeines Marktgleichgewicht - als auch für jeden beliebigen Markt - partielles Marktgleichgewicht - gelten soll.



Dieses Modell des Konkurrenzgleichgewichts hat allerlei nette Eigenschaften, weniger logisch zwingende als ideologisch geladene. Logisch gesehen beruht das Modell auf normativen Aussagen: Es schreibt vor, wie sich Menschen auf Märkten idealiter verhalten sollten, um beweisen zu können, daß dann eine ideale oder »optimale« Situation des Gleichgewichts und der allseitigen Bedürfnisbefriedigung eintreten könne.

a) Die zentrale Stellung des Modells erklärt sich mit der impliziten, nie anders als mit Wortspielen begründeten Behauptung, alle ökonomischen Vorgänge ließen sich am besten und vollständigsten nach ein und demselben Grundmuster darstellen, dem des »reinen Austausches«. Diese skurrile Idee ruht auf zwei Krücken: Erstens der Vorstellung, alle Marktvorgänge seien als reine, geldlose und kostenlose Tauschoperationen zwischen gegebenen Mengen von Tauschobjekten (die also weder produziert noch reproduziert werden müssen), als »reiner Tauschhandel« (barter, troc) adäquat zu begreifen, und zweitens der abenteuerlichen Idee, auch Produktionsprozesse (und andere »reale« Vorgänge in Zeit und Raum, wie z.B. Konsumtionsprozesse) seien ebenfalls sinnvoll als »reine Tauschoperationen« denkbar.

b) Alle Austauschprozesse sind nach der impliziten Voraussetzung der Neoklassik gleichartig; Märkte sind nichts anderes als beliebig oft wiederholte Austauschprozesse (im Unterschied zum isolierten Tausch); alle Märkte sind gleich - es gibt weder besondere Märkte, noch eine Hierarchie oder ein System von Märkten; die Märkte oder der Markt im allgemeinen lassen sich an einem normativen Maßstab messen, dem Maßstab des »perfekten« Marktes, auf dem alles im Gleichgewicht ist.

c) Austauschprozesse, Märkte werden von »Individuen« gemacht, und diese Individuen sind alle gleich; sie gehorchen ein und derselben Verhaltensnorm der »Rationalität«; diese Norm bedeutet und beinhaltet ein und dasselbe für jedes Individuum - »Maximierung« von allem und jedem (abstrakt gesprochen, des jeweiligen individuellen Handlungsziels) und »Minimierung« von allem und jedem, was dem jeweils zu maximierenden Handlungsziel entgegensteht. Aus der unterstellten Gleichheit aller rationalen Individuen folgt, daß sie sich leicht zu Aggregaten zusammenfügen lassen; Gruppen von Individuen, ganze Organisationen wie Haushalte und Unternehmen verhalten sich ganz genauso »rational« wie einzelne Individuen.<sup>(25)</sup> »Rationale« Individuen haben nur ein Ziel und eine Handlungsdimension, verhalten sich rücksichtslos gegeneinander, sind sozial isoliert, also »rationale Ideoten« im altgriechischen Sinne des Wortes.

d) Austauschprozesse, Märkte werden von Individuen in ihrer Rolle als Konsumenten beherrscht, richten sich nach den Wünschen und Vorstellungen der Konsumenten (technisch gesprochen: alle Märkte sind Käufermärkte). Die Produzenten operieren im neoklassischen Kernmodell unter höchst speziellen Bedingungen - sie können sich beliebig anpassen, ohne Zeitverlust, ohne Kosten, ohne jede weitere technologische oder organisatorische Umstellung, ohne jeden zusätzlichen Kapitalvorschuß, d.h. sie operieren mit einer mehr als zureichenden »Reserve« von nichtausgelasteten Produktionskapazitäten; aber sie müssen sich auch anpassen - und zwar an die vorgegebenen, fix und fertig vorhandenen »Marktpreise«. Sie sind also »Mengenanpasser«, die die Marktpreise nicht beeinflussen, sondern nur als gegebene Daten hinnehmen müssen. Mit anderen Worten: der Prozeß der Marktpreisbildung wird nicht untersucht, sondern als abgeschlossen vorausgesetzt. Und die angeblichen »Unternehmer-Produzenten« haben im Kernmodell auch keine größeren Sorgen: Sie stellen fest, daß sie bei gegebenen Marktpreisen mehr von exakt demselben Produkt verkaufen können - und das tun sie dann auch.

e) Die Gleichheit der Marktteilnehmer wird dadurch gewährleistet, daß es auf beiden Seiten unendlich viele potentielle und aktuelle Marktteilnehmer (technisch: ein Kontinuum von Austauschpartnern) gibt, von denen jeder den gleichen, nämlich unendlich kleinen Einfluß auf das Marktgeschehen ausübt. Daher gibt es stets beliebig viele Austauschpartner und beliebig viele

Tauschhandlungen in Gegenwart und Zukunft. Jeder kann jederzeit mit jedem beliebigen anderen Marktteilnehmer austauschen und Partnerwechsel sind jederzeit ohne die geringsten Schwierigkeiten möglich.

f) Alle Marktteilnehmer haben eine geradezu magische Eigenschaft gemein: Sie sind vollständig über alles informiert, was auf dem Markt geschieht. Diese heroische, auf den ersten Blick unschuldige Annahme der »vollständigen Informiertheit«, die den Hintergrund der generellen Verhaltenshypothese der »Rationalität« bildet, hat weitreichende Konsequenzen: Da es keine Unsicherheiten, noch nicht einmal Risiken gibt, kann man die Zeit, mithin Einflüsse der Vergangenheit und Erwartungen ausschließen. Also kann man Marktprozesse ohne Zeitdimension, d.h. in logischer Punkt-Zeit (mathematisch: Simultanität) darstellen. Also braucht man auch weder Geld noch Kredit zu berücksichtigen, kann daher alle Austauschprozesse als reinen Naturaltausch (oder unmittelbaren Tauschhandel Gut gegen Gut) darstellen (Geld gibt es nur als reine Rechnungseinheit, als numéraire).<sup>(26)</sup> Dazu bedarf es allerdings einer für den gemeinen Menschenverstand befremdlichen Zusatzannahme:

g) Es gibt, soll heißen müßte geben eine unendliche, unbegrenzte Zahl (technisch: ein Kontinuum) von Märkten für alles und jedes, nicht nur für jedes beliebige Tauschobjekt, sondern auch für jede beliebige Austauschoperation, also auch für solche, die in der Zukunft stattfinden. Nach der Logik des Modells muß es nicht nur einen Markt für Regenschirme geben, sondern auch einen Markt für Regenschirme, die nächstes Jahr am 31. Mai gebraucht und gekauft werden.<sup>(27)</sup> Sonst wäre das »rationale« Individuum eben nicht »vollständig« informiert, müßte sich mit Unsicherheiten herumschlagen und sogar anfangen, an Geld zu denken. Und nur unter der Annahme eines in jeder denkbaren Hinsicht »kompletten« Marktsystems können die Informationen, über die alle Marktteilnehmer jederzeit gleichermaßen verfügen sollten, auch gleichartig sein: Die Informationen bestehen aus Marktpreisinformationen für alle Teilmärkte des kompletten Marktsystems und sind als solche - als reine Preisinformation - auch hinreichend und vollständig.

h) Alle Marktteilnehmer sind vollständig frei, jede Markttransaktion findet auf vollkommen freiwilliger Basis statt, da jeder jederzeit die Möglichkeit hat, sich nicht nur einzelnen Austauschoperationen zu verweigern, sondern sich sogar von jedem beliebigen Austausch zurückzuziehen, also in eine Welt außerhalb des Marktes auszuweichen. Marktzwänge jeder Art werden damit wegdefiniert.

i) Einige Zusatzannahmen, die noch weniger unschuldig sind: Alle Nachfrager sind zugleich und unmittelbar Konsumenten, alle Anbieter sind Produzenten, jeder kann jederzeit von der einen auf die andere Seite des Marktes wechseln; da Produkte gegen Produkte getauscht werden, gilt in der Tat das Saische Gesetz. Als scheinbare Selbstverständlichkeit wird in der Regel unterstellt und kaum je der Erwähnung, geschweige denn der Erläuterung für nötig befunden: Die Produktionskosten steigen mit der Angebotsmenge, d.h. die Angebotskurve steigt nach rechts oben im Schema. Darauf komme ich noch zurück.

Unter diesen Bedingungen ergibt sich dann ein Bild perfekter Harmonie: Alle vorhandenen Mittel werden vollständig und, da alle vorhandenen Bedürfnisse vollständig befriedigt werden, auch »optimal« benutzt, alle Beteiligten sind zufrieden und alles ist im Lot. Es gibt keinerlei Verschwendung, keine Fehlallokation oder -produktion, keine unbefriedigten Bedürfnisse, keine unfreiwillige Arbeitslosigkeit. Ein solcher Zustand des Marktgleichgewichts wird als »effizient« bezeichnet, weil alle vorhandenen Mittel »optimal« zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse eingesetzt worden sind. Womit bewiesen wäre, was zu beweisen war: Der freie Markt ist imstande, alle denkbaren ökonomischen Probleme auf effiziente Weise zu lösen.

Die Harmonie in diesem »reinen« Modell kann nur »von außen« gestört werden. Allerdings sieht jeder, der sich der speziellen Voraussetzungen des Modells bewußt ist, auch sofort, daß dies »von außen« keineswegs nur den Staat und die Gewerkschaften umfaßt (das sind merkwürdigerweise im neoklassischen Weltbild die Kollektivsubjekte, die nicht »rational« handeln können oder sollen). Von »außen« kommen auch so wenig exotische Elemente des modernen Kapitalismus wie Geld und Kredit, die Zeit, Unsicherheiten, Ungleichheiten der Individuen, ja sogar ganz alltägliche Marktzwänge, die sich daraus ergeben, daß in einer hoch arbeitsteiligen Ökonomie nicht jeder jederzeit eine vollständige und ausreichende Subsistenzökonomie im Rücken hat und haben kann.

Die Kritik der Neoklassik richtet sich in erster Linie auf dies Walrasianische Modell des allgemeinen Gleichgewichts (bzw. das Marshall'sche Modell des partiellen Gleichgewichts), die berühmte »Mikrofundierung« der »Makro-Ökonomie«, die nach neoklassischer Ansicht aus derartigen Märkten zusammengesetzt sein soll. Auch der Weltmarkt ist - theoretisch, im Modell - nichts anderes als ein gedachtes Aggregat von beliebig vielen solcher denkbarer Marktträume. Wegen dieser Eintönigkeit und Simplizität der ganzen Theoriekonstruktion kann man sich in der Tat damit begnügen, die Eigenschaften dieses Modells zu explizieren. Das muß man allerdings auch, da faktisch jedes Element dieses Modells und jeder Satz, der daraus abgeleitet wird, auf höchst bestreitbaren, willkürlichen Voraussetzungen beruht. Wenn die Mikrofundierung diskreditiert ist, ist von der Neoklassik nichts mehr übrig.

Es gibt in der Tat Lehrbuchökonomien (wie noch einmal Paul Samuelson), die diesem Modell allen Unernstes empirische Relevanz zusprechen. In den gängigen Lehrbüchern der Ökonomie wird immer wieder behauptet, die Theorie der vollkommenen Konkurrenz sei auf spezielle Märkte direkt anwendbar. Für diese kühne Behauptung müssen immer wieder Agrar- und Rohstoffmärkte herhalten.<sup>(28)</sup> Kritiker der Neoklassik, wie die Keynesianerin Joan Robinson, halten die Walrasianische Analyse nur in sehr speziellen Fällen für plausibel, etwa im Fall des Schwarzmarkts in einem Kriegsgefangenenlager, in dem nichts produziert wird und die Kriegsgefangenen den Inhalt ihrer Rote-Kreuz-Pakete mit Hilfe einer Zigarettenwährung um- und austauschen (vgl. Robinson 1979, 153 f.). Ironischerweise halten die weitaus meisten neoklassisch ausgebildeten Ökonomen sich selbst für gute Positivisten und hängen guten Glaubens einem »naiven Empirismus« an. Manche behaupten, was sie da trieben, sei als eine Art schrittweises Annäherungsverfahren an die Realität zu sehen, sei es, daß man sich der »realen Welt der Märkte« durch schrittweise Lockerung der anfänglichen, heroischen Abstraktionen nähere, sei es, daß man bewußt das Bild einer »idealen Marktwelt« ausmale, um die Schlechtigkeiten der realen Welt danach um so schärfer erfassen zu können. Der normative Charakter des neoklassischen Modelldenkens ist unverkennbar: Die »reine« Theorie gibt nur »logisch« die Bedingungen der besten aller möglichen ökonomischen Welten an; wenn die reale Welt der Märkte dem nicht entspricht, liegt das nur an deren »Unvollkommenheiten«, die man daher wo immer möglich ausschalten und unterdrücken muß, um sich dem Optimum anzunähern (vgl. Guerrien 1996, 10 f.).<sup>(29)</sup>

Dieses Kernmodell hat einen unbestreitbaren ideologischen Gebrauchswert: Es liefert ein Idealbild einer Marktökonomie, die reibungslos funktioniert und eine allseitige Harmonie, einen »optimalen« Zustand für alle Beteiligten hervorbringt - wie im Märchen- bzw. Lehrbuch. Eine Marktökonomie reguliert sich selbst zum besten aller Beteiligten, Nachfrage und Angebot kommen ganz von selbst ins Gleichgewicht, und im Gleichgewicht gibt es keine unbeschäftigten Arbeitskräfte, keine ungenutzten Ressourcen und keine unbefriedigten Bedürfnisse mehr. Dies schöne Ergebnis kommt zustande, weil sich Individuen und Gruppen vollständig gleichartig verhalten, sich gleichsam als »Atome« in »objektive«, überpersönliche Marktkräfte einfügen, also sich der vorausgesetzten »Rationalitätsnorm« gemäß verhalten. Jeder, ob Produzent oder Konsument, schwimmt immer mit im jeweiligen Marktstrom; er hat auch gar keine andere Wahl.

Mit der individuellen Marktfreiheit ist es also selbst in diesem Idealbild des Konkurrenzgleichgewichts nicht weit her.

Dies Bild hat den Ökonomen jene normativen - keineswegs analytischen - Begriffe geliefert, denen sie ihre geistige Macht verdanken: Begriffe wie »Effizienz«, »Rationalität«, »Optimalität«, »Gleichgewicht«, die zwar aussehen wie analytische Begriffe, aber nichts anderes als Postulate, unbegründete, unanalyzierte und obendrein normativ geladene Behauptungen in metaphorischer Verkleidung sind. Vor allem die Aneignung des Terminus »Rationalität«, um ausgerechnet damit die Basispostulate der neoklassischen Theorie zu schmücken, war ein Propaganda-Coup erster Ordnung. Das Maximierungs-/Minimierungsverhalten, das als quasi »natürlich« jedem Individuum angedichtet wird - mit der klaren Botschaft: nur wer maximiert auf Teufel komm' raus, ganz gleich was er tut, und dabei auch »minimiert«, was immer ihm im Wege steht, hat Anspruch darauf, als »rationales« menschliches Wesen betrachtet zu werden -, ist schon als Maxime für den »rational« kalkulierenden Unternehmer höchst irreführend. Es ist entweder eine reine Tautologie - was immer ein Unternehmer tut, ist »rational« - oder Unsinn. Die Idealbilder der Neoklassik von »rationalem« Marktverhalten passen zu keinerlei uns bekanntem Verhalten von Unternehmern und Unternehmen. Nicht, weil die »real existierenden« Unternehmer und Manager nicht »rational« denken und kalkulieren könnten. Sondern weil sich ihr rationales Verhalten in der »realen Welt der Märkte« bzw. der Unternehmen abspielt, in der es - anders als in der Geisterwelt der Neoklassik - niemand sich leisten kann, Marktpreise einfach »hinzunehmen« bzw. sich auf reine Mengenanpassungen oder sture Kostenreduktionen zu beschränken.<sup>(30)</sup>

Anders als in der Idealwelt der Neoklassik sind im kapitalistischen Alltagsgeschäft Produktionskosten, oder überhaupt Kosten (oder deren Bedingungen wie Technologien und Organisationsformen) ebensowenig einfach »gegeben« wie die Nachfrage; sie sind meistens noch nicht einmal einfach zu beobachten, da sie von konkurrierenden Unternehmen gesetzt und erzeugt, d.h. aber auch ständig verändert werden. Nur wo es keine Unternehmenskonkurrenz und keine Märkte mehr gibt, können Preise bzw. Kosten die parametrische Funktion für ökonomisches Handeln erfüllen, die ihnen von der Neoklassik zugeschrieben wird. Da die Neoklassiker aber mit einigen definitorischen Tricks auch die real existierenden Unternehmer aus ihrem Modell herausgeworfen haben, letzten Endes sowieso Märkte für überflüssig erklären, braucht sie das nicht weiter zu beunruhigen (siehe unten).

Völlig leer ist der kryptonormative Begriff der »Effizienz«, der von jedem, der heute auf sich hält, gleich ob Vor- oder Nachdenker, unablässig im Munde geführt wird. Die Behauptung, im Marktgleichgewicht werde »Effizienz« erreicht, ist ebenso (krypto)normativ wie die damit gekoppelte Behauptung, dieser Zustand sei »optimal«. Tatsächlich bedeuten beide Behauptungen im neoklassischen Weltbild dasselbe: Ein allgemeines Konkurrenzgleichgewicht ist ein Zustand der »Effizienz«, weil und insoweit er »optimal« ist - nämlich in einem bestimmten, zuerst durch Pareto definierten (daher oft als »Pareto-optimal« bezeichneten) Sinne: Eine Situation, in der alle Austauschmöglichkeiten erschöpft sind, wodurch zumindest ein Marktteilnehmer seine Lage verbessern könnte, ohne dadurch die Lage irgend eines anderen zu verschlechtern. Das ist der Moment, wo die »Maschine des Marktes« zum Stillstand kommt, ein Zustand, zu dem »der Markt« sozusagen von Natur aus hinstrebt. Paretos Konzept »optimaler« Zustände ist zwar normativ gemeint und wird normativ gebraucht, ist aber gleichzeitig normativ-analytisch leer, da mit einer beliebigen Anzahl denkbarer Gesellschaftszustände vereinbar. Es gibt eine unendlich große Zahl von Gesellschaftszuständen, von der absoluten Gleichverteilung aller möglichen Ressourcen und Güter bis zur extremsten Ungleichverteilung, die allesamt als »optimal« gelten können, solange wir uns an die eine Regel halten, daß keine Verbesserung für irgend jemanden auf Kosten irgend eines anderen gehen darf.<sup>(31)</sup>

Die übliche Redensart, die aus der Annahme des Pareto-Kriteriums folgt, alle anderen Zustände des »Ungleichgewichts« - ganz egal welchen Charakters - seien daher »suboptimal«, ist eine ebenso unbegründete, rein normative, leider analytisch ebenso leere Behauptung, die aber furchtbar »wissenschaftlich« klingt. Jedem, der mit elementarer Logik nur ein wenig vertraut ist, müßte sofort klar sein, daß die Kombination von idealem, »optimalen« Zustand und realen, »suboptimalen« Zuständen eine völlig nichtssagende, eine sinnlose Aussage ist. Die Behauptung, der Zustand des Marktgleichgewichts sei »optimal«, beruht auf zwei unbegründeten und in der Regel undiskutierten Behauptungen, die neoklassische Ökonomen für evident halten: Erstens auf der Behauptung, die tatsächlich zu den gegebenen Marktpreisen getätigten Käufen entsprächen voll und ganz den Wünschen der Konsumenten, denn diese hätten dadurch, daß sie kauften, was zu kaufen war, und die Preise zahlten, die zu zahlen waren, ihre Vorlieben (Präferenzen) vollständig zu erkennen gegeben. Diese Argumentationsfigur der »revealed preferences« (enthüllten Vorlieben) ist ein reiner Zirkelschluß: Was die Leute kaufen, wollen sie auch, und was sie wollen, bekommen sie zu kaufen. Man kommt zu dieser Behauptung, indem man wiederum annimmt, es gäbe kein Problem der »effektiven Nachfrage« und die jeweilige Einkommensverteilung habe keinerlei Einfluß auf die Bedürfnisse bzw. die Arten und Grade der Bedürfnisbefriedigung bei verschiedenen Konsumenten. Oder als explizite »Annahme« formuliert: die Konsumpräferenzen sind jeweils gegeben und stabil - d.h. die individuellen Konsumenten beeinflussen einander in keiner Weise - und sie werden getreulich durch die jeweilige Verteilung der effektiven Nachfrage auf verschiedene Waren wiedergegeben. Letzteres entspricht aber dann und nur dann dem mit der behaupteten Effizienz gemeinten Sachverhalt - jeder bekommt, was er will, eine andere Zusammensetzung des Sozialprodukts wird nicht gewünscht -, wenn man einen sehr merkwürdigen »interpersonalen Nutzenvergleich« durchführt: Man muß nämlich behaupten, daß die Fähigkeit, Bedürfnisse zu haben, zu artikulieren und zu befriedigen, dem jeweiligen individuellen Einkommen, also der Größe der potentiellen Nachfrage jedes einzelnen strikt proportional sei. Arme Leute haben arme und kleine Bedürfnisse und sind mit qualitativ bescheidenen Gebrauchswertstandards zufrieden, bei reichen Leuten ist das bekanntlich anders. Ein Optimum wird daraus, wenn wir uns eine weitere »Setzung« erlauben: Im Gleichgewicht werden alle vorhandenen Ressourcen voll genutzt, es kann nicht mehr produziert und konsumiert werden als tatsächlich auf den Markt kommt. Das können wir optimal nennen, wenn wir die Größe des Sozialprodukts zu Marktpreisen, d.h. die Menge der produzierten und verkauften Waren pro Periode zum Maßstab nicht nur des materiellen Reichtums, sondern auch der gesellschaftlichen Wohlfahrt erklären. Diese politische Entscheidung, durch die andere, mindestens ebenso plausible Maßstäbe von vornherein ausgeschlossen werden, kann man machen, muß sie aber begründen. Was aber bei den normativen Setzungen der Neoklassik höchst unüblich ist.

Einen deutlichen Mangel an normativ-analytisch begründeten und durchdachten Aussagen zeigt die Neoklassik auch, wo dem Modell des allgemeinen Konkurrenzgleichgewichts entlehnte Konzepte - etwa das der Effizienz - in partiellen Gleichgewichtsanalysen sozusagen »angewandt« werden: Als »effizient« gilt für jeden Produzenten oder Anbieter bei möglichst geringen eigenen Kosten möglichst teuer zu verkaufen, ganz gleich, wie er das macht. Gewinne, die durch schlichte Steuerhinterziehung oder Bilanzfälschung oder Knebelverträge mit bzw. schlichten Betrug an Abnehmern und Zulieferern realisiert werden, gelten dem Neoklassiker ebenso als Beweis von »Effizienz« wie solche, die durch Rationalisierung oder Anwendung neuer Produktionsverfahren erzielt werden. Das normative Effizienzkriterium ist auf der Ebene der Einzelwirtschaften vollständig leer: Wer Gewinn macht, ist in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Anders gesagt: Der Markt, der Markt, er hat immer recht, was auch immer bei seinem Walten herauskommen mag. Leider können die Neoklassiker diese unablässig wiederholte Botschaft innerhalb ihres eigenen Theoriegebäudes nicht begründen: Die Neoklassik hat nämlich, vornehm ausgedrückt, ein »markttheoretisches Defizit«. Zu Deutsch: Die herrschende Lehre hat überhaupt keine Markttheorie.<sup>(32)</sup>

## 4. Kritik der Neoklassik - alt und immer wieder neu

Das neoklassische Kernmodell ist seit Jahrzehnten immer wieder kritisiert worden, nicht zuletzt von zahlreichen prominenten Vertretern des Fachs, wie z.B. Joan Robinson, Nicholas Kaldor, Kenneth Boulding, Wassili Leontieff usw. (vgl. die Sammelbände von Vogt 1973 und Bell/Kristol 1984). Da die Kritik schon früh einsetzte und immer wieder (implizite) Behauptungen der Neoklassik in Frage gestellt bzw. widerlegt wurden, waren die »Theoretiker« der neoklassischen Ökonomie jahrzehntelang vollauf damit beschäftigt, Begründungen für die kühnen Behauptungen des Kernmodells nachzuliefern bzw. deren Implikationen zu ergründen. Daher kennen wir inzwischen die meisten der impliziten Behauptungen und Unterstellungen der Neoklassik.<sup>(33)</sup> Die weitaus meisten Resultate dieser Untersuchung der mathematischen Eigenschaften des Kernmodells bzw. der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, dessen behauptete Eigenschaften - z.B. ein stabiles Konkurrenzgleichgewicht bzw. eine bestimmte, begrenzte Anzahl von Konkurrenzgleichgewichten - mathematisch zu beweisen, vertragen sich keineswegs mit dem neoklassischen Weltbild: Es zeigt sich z.B., daß die angeblich »evidente« Nachfragekurve - die mit steigendem Warenpreis zu fallen habe - sich auf (nach wie theoretischen, gedachten Modell-) Märkten mit vielerlei Waren und vielerlei Nachfragern keineswegs so verhalten muß wie die neoklassische Lehrbuchweisheit verkündet: Im Gegenteil, der Fall, in dem die (Netto)nachfrage mit steigenden Preisen steigt ist viel wahrscheinlicher als der umgekehrte Fall, den die Neoklassik als Standard behauptet (vgl. Guerrien 1989). Stabile Marktgleichgewichte sind daher ebenso unwahrscheinlich wie die Existenz marktträumender Gleichgewichtspreise. Mit anderen Worten: für die ständig wiederholte und politisch weidlich ausgeschlachtete Behauptung der Neoklassik, bei hinreichend großer Flexibilität der Marktakteure wie der Preise würden sich alle Märkte rasch in Richtung auf einen Gleichgewichtszustand (in dem es auch keine Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung mehr gäbe) bewegen müssen, gibt es keinerlei tragfähige theoretische Grundlage (vgl. Guerrien 1996, 45). Nicht einmal im Sinne der Modellkonstruktionen, die die Neoklassiker für Theorie halten.

Die methodologische Kritik, d.h. die Kritik am mathematischen Modellbau und dessen (Un-)Brauchbarkeit für eine empirische Sozialwissenschaft, ist die älteste und sie kommt immer wieder (vgl. die älteren Kritiken von Albert 1967, Arndt 1979 und jüngst wieder ausführlich Lawson 1997). Sie ist auch zutreffend, aber bis heute folgenlos geblieben.<sup>(34)</sup> Die neoklassische Ökonomie hat sich erfolgreich - zumindest in den Augen ihrer Anhänger - gegen jegliche Methodenkritik immunisiert. Sie hat sich teils schleichend, durch allerlei stillschweigende Kompromisse durchgesetzt - das war der britische Weg; teils hat sie sich in heftigem und wiederholtem »Methodenstreit« ihren Vorrang erst erkämpfen müssen - das war der deutsche bzw. österreichische Weg. Sie hat sich dabei programmatisch eine merkwürdige Mixtur von Positivismus, d.h. vollmundigen Bekenntnissen zur »positiven« empirischen Wissenschaft und zur Dichotomie von normativen und positiven Aussagen, und »reiner«, axiomatisch begründeter und streng deduktiv verfahrenender Theorie zugelegt. Obwohl neoklassische Ökonomen von Logik und Methodologie in ihrer Ausbildung wenig erfahren, daher in der Regel »Modelle« mit Theorien, mathematische Modellkonstruktion mit Begriffsbildung, elementare mathematische Funktionen mit theoretischen Sätzen verwechseln, räumen sie bereitwillig ein, daß die Modelle der »Wirklichkeit« nicht entsprechen und die zahlreichen »Annahmen«, auf denen sie ruhen, durchweg »unrealistisch« sind. Der Zusammenhang von Theorie und Empirie in der Neoklassik ist, sehr sanft ausgedrückt, unklar und ungeklärt. Dieser unklare Stand der Dinge erlaubt es den Neoklassikern immer wieder, ihren Modellkonstruktionen doch eine Bedeutung zuzusprechen, die die eines privaten Hirngespinnstes (in diesem Fall eher das eines kollektiven Hirngespinnstes einer Sekte) übersteigt. Neoklassische Ökonomen fühlen sich in aller Regel von methodologischen Kritiken nicht berührt. Trotz ihres positivistischen Glaubensbekenntnisses braucht sie die empirische Irrelevanz ihrer Modelle nicht zu stören, da sie nach ihrem Selbstverständnis »reine Theorie« betreiben. Die Empirie, das ist Sache der Ökonometrie. Auf

welche Irrwege die empirischen Forscher durch die angeblich »reine« Theorie geführt werden, interessiert die »reinen« Theoretiker nicht.

Der Anspruch reiner Theorie, die »axiomatisch« und »streng deduktiv« verfährt, sich um historisches und empirisches Wissen, um Kenntnisse aus den Nachbardisziplinen der Sozialwissenschaft nicht zu scheren braucht, ist wesentlich für den neoklassischen Ansatz. Die Lebenslüge der Neoklassik ist genau die Behauptung, man verfare »streng«, nach reiner mathematischer Logik. Nichts falscher als das. Dieser arrogante Anspruch läßt sich leicht entkräften. Die allgemeine, ebenso wie die partielle Gleichgewichtstheorie sind alles andere als »reine«, und schon gar nicht »allgemeine« Theorien. Obendrein kann von logischer Konsistenz der Modelle des Konkurrenzgleichgewichts keine Rede sein. Was aber noch weit schwerer wiegen sollte: Es sind gerade die Konstruktionsprinzipien des neoklassischen Kernmodells, die eine Untersuchung von Marktprozessen, insbesondere von Preisbildungsprozessen bzw. von Aktionen konkurrierender Unternehmen und Unternehmer, vollständig ausschließen. So wie sie konstruiert ist, ist die neoklassische Ökonomie eine Ökonomie ohne Markt, ohne Preise, ohne Kapital, ohne Geld, ohne Unternehmen und ohne Unternehmer. Sie schließt jede Theorie der Marktprozesse bzw. der Preisbildung geradezu aus - und die mit der logischen Struktur des Kernmodells vertrauten Ökonomen wissen das auch. <sup>(35)</sup>

Das einfachste Modell eines Marktes für eine x-beliebige Ware, auf dem freie Konkurrenz herrschen soll, zeigt zwei Kurven - eine Nachfrage- und Angebotskurve. Beide scheinen in der Form, in der sie üblicherweise präsentiert werden, ganz plausibel; mancher mag sie für evident halten. Die Verlaufsform beider Kurven ist allerdings von etlichen Voraussetzungen abhängig, die wie alle Annahmen der Neoklassik keineswegs unschuldig und noch viel weniger selbstverständlich sind. Die Nachfragekurve hängt von gegebenen Nutzenfunktionen ab, die Angebotskurve von gegebenen Produktionsfunktionen. Diese sollen »allgemein«, d.h. unterschiedslos für jeden beliebigen Marktteilnehmer und jeden beliebigen Markt gelten, so daß diese beliebig aggregierbar sind: Der angenommene, konvexe und stetige Verlauf der Angebotskurve (von links unten nach rechts oben im Schema) beruht auf der Annahme einer für alle Produzenten gleich gültigen »linear homogenen Produktionsfunktion«. Soll heißen, daß bei wachsender Produktions- und Angebotsmenge die Kosten pro Einheit des produzierten bzw. auf den Markt gebrachten Guts steigen: Steigende (Grenz)Produktionskosten bei wachsender Produktmenge und daher sinkende (Grenz)Erträge für jeden Produzenten. Es handel sich also um das berühmte »Ertragsgesetz«, das von einigen klassischen Ökonomen im Blick auf die Landwirtschaft aufgestellt wurde und schon zu Ricardos Lebzeiten bestritten wurde. Etwas anders ausgedrückt bedeutet dieser Kurvenverlauf, daß die sogenannten »Skalenerträge«, also die »economies of scale and scope«, gleich bleiben oder sinken. Folglich würde die Ausdehnung und Erweiterung eines Produktionsbetriebes bzw. eines Produktionsprozesses dem jeweiligen Produzenten keinerlei Vorteile bringen, sie würde ihm im Gegenteil steigende Produktionskosten, mithin Konkurrenznachteilen gegenüber den Produzenten bescheren, die auf die Erweiterung wohlweislich verzichtet haben. Wäre dies in der Tat eine ökonomische Gesetzmäßigkeit - bei steigender Produktionsmenge steigen die Kosten und nehmen die Skalenerträge ab bzw. bleiben gleich, so würde die Größe der individuellen Betriebe bzw. Produktionsprozesse bei freier Konkurrenz sozusagen automatisch begrenzt. Die Möglichkeit, daß individuelle Unternehmen sich ausdehnen, ihren Marktanteil erfolgreich und auf Kosten anderer erweitern, die Zahl der Konkurrenten, die mithalten können, deutlich reduzieren, bis sie schließlich so groß geworden sind, daß sie, d.h. einige wenige Großunternehmen die Angebotspreise ihrer Produkte wirksam beeinflussen können, diese doch einigermaßen vertraut klingende Geschichte wäre durch das »Gesetz« der steigenden Produktionskosten und konstanten bzw. sinkenden Skalenerträge ausgeschlossen. Die Modellwelt der Neoklassik ist eine Welt von kleinen Unternehmen, mathematisch gesprochen eines »Kontinuums« von Unternehmen. Um diese Welt zu konstruieren, wird ein Kosten- und Ertragsgesetz behauptet, das keines ist. <sup>(36)</sup> Ironischerweise

haben vor gut 120 Jahren, also gerade zu der Zeit, als das Kernmodell der Neoklassik erdacht wurde, US-amerikanische, deutsche, französische Unternehmen in verschiedenen Industriezweigen erste und sehr folgenreiche Erfahrungen mit rasant steigenden Skalenerträgen der Produktion wie der Distribution gemacht.<sup>(37)</sup> Die Potentiale der Kostenersparnis, die in den sogenannten »economies of scale and scope« stecken, wurden zu dieser Zeit von amerikanischen und deutschen Unternehmen entdeckt, die sogleich begannen, sie systematisch auszubeuten. Auf der Tatsache, daß die einen, amerikanischen und deutsche Manager und Unternehmer, taten, was die anderen, britische Manager und Unternehmer, unterließen, nämlich die economies of scale and scope systematisch auszunutzen, erklärt sich vor allem, warum amerikanische und deutsche Unternehmen die britische Industrie auf dem Weltmarkt einholen und überholen konnten (vgl. die klassische Untersuchung von Chandler 1990).<sup>(38)</sup>

Konstante oder sinkende Skalenerträge bzw. steigende Kostenkurven sind also auf jeden Fall keine allgemeinen, universell gültigen Gesetzmäßigkeiten der Ökonomie - auch wenn die neoklassischen Lehrbuchökonomien das bei ihren Ausflügen in die Empirie der betrieblichen Kostenrechnungen, die unweigerlich auf die Vorstellung des Grundmodells folgen, zu behaupten versuchen. Und die Annahme steigender Produktionskosten bzw. konstanter oder sinkender Skalenerträge ist keineswegs unschuldig.

Mit anderen Worten: die Würfel sind gefälscht. Die »Annahmen« des Modells sind genauso arrangiert, daß nichts anderes herauskommen kann, als eine ewige Reproduktion der angenommenen Ausgangssituation, in der alle Konkurrenten gleich klein und einflußlos - gleich machtlos - auf den Markt kommen. Also kann die angenommene »perfekte« Konkurrenz nie durch die Wirkung der Konkurrenz selbst aufgehoben, sie kann immer nur bekräftigt werden. Folglich ist diese zirkuläre Konstruktion, wie »theoretisch« auch immer gemeint, eben keine Theorie zur Untersuchung der Wirkungsweise von Marktkonkurrenz, sondern eine ideologische, nur zu apologetischen Zwecken brauchbare Veranstaltung. Alles, was der neoklassische Ökonom als gegeben und bekannt unterstellt - Kostenkurven, Preiskurven, Produktionsfunktionen - ist auf wirklichen Märkten, selbst innerhalb gut organisierter Betriebe keineswegs gegeben: den Verlauf der betrieblichen Kostenkurven versuchen Manager und Unternehmer gerade ständig zu verändern, nehmen folglich die Produktionstechnik keineswegs als »gegeben« hin und beschränken sich keineswegs auf rein inkrementelle, quantitative Veränderungen bei stets gleichbleibender Qualität von Produkten wie Produktions»faktoren«. Anders als die »real existierenden« Unternehmer und Manager können Neoklassiker mit dem technischen (oder arbeitsorganisatorischen) Fortschritt nichts anfangen, schon gar nicht erklären, wie er im Rahmen ihrer Modellvorstellung von »vollkommener Konkurrenz« zustandekommen soll. Er gilt ihnen bis heute als »Manna vom Himmel«, ein unerklärliches Faktum, das »exogen« in die perfekte Welt der Märkte hereinschneit.

Nehmen wir aber an, die Nachfrage- und Angebotskurven verliefen so, wie die Neoklassiker unterstellen. Da diese Kurven unendlich viele Preis-Mengen-Kombinationen für alle Marktteilnehmer angeben (ohne Lücken und Sprünge, also in jeder Hinsicht »homogene« Marktträume), bleibt die Frage, wie dann ein Gleichgewichtspreis zustande kommt und wie die Marktakteure dazu kommen, sich allesamt an diesem Gleichgewichtspreis zu orientieren, also ein mehr oder minder stabiles Marktgleichgewicht zu zustande zu bringen? Und wie ist es möglich, daß ein solches Gleichgewicht nicht nur jeweils auf einzelnen Märkten, sondern auf allen Märkten zugleich, in der Marktökonomie als ganzer zustande kommt? Zufall scheidet aus, die »vollkommene Konkurrenz« oder der »Mechanismus« der Konkurrenz soll das leisten. Wie geht das? Die Neoklassiker beantworten diese Frage mit Hilfe einer atemberaubenden Konstruktion, deren Erfinder Léon Walras ist: Es wird einfach eine zentrale Marktautorität aus dem Hut gezaubert, »Auktionator« geheißen, die den Austausch von Preisinformationen in der Marktökonomie organisieren und koordinieren soll. Dieser Auktionator hat als einziger



vollständige Übersicht über alle Märkte, er hat darüber hinaus die Macht, alle Produktions- und Austauschprozesse jederzeit und auf jedem beliebigen Markt anzuhalten. Dieser Auktionator agiert als eine Art oberster Preisbehörde - er verkündet Zufallspreise für alle Märkte (d.h. alle gegenwärtig und zukünftig gehandelten Waren), sammelt daraufhin von allen Marktteilnehmern Kauf- und Verkaufsofferten ein und vergleicht diese mit den vorhandenen Gütermengen. Um die Nachfrage- oder Angebotsüberschüsse weg zu bekommen, die sich dabei auf vielen Märkten unweigerlich ergeben, korrigiert er die Preise auf den betreffenden Märkten nach oben oder nach unten. Entsprechend diesen korrigierten Preisen, die der Auktionator wiederum verkündet, werden die Marktteilnehmer ihre Kauf- oder Verkaufspläne anpassen. Die »Korrektur« der Preise (durch den Auktionator) und der Mengen (durch die Marktteilnehmer) geht solange weiter, bis auf allen Märkten Nachfrage und Angebot zur Deckung gebracht sind. Erst dann verkündet der Auktionator die gefundenen Gleichgewichtspreise und erlaubt den Marktteilnehmern, ihre Käufe und Verkäufe zu tätigen. Um also einen simultanen Austausch zu Gleichgewichtspreisen auf allen Märkten zugleich zustande zu bringen, bedarf es einer übermächtigen Zentralbehörde, die alle Marktteilnehmer zur Anpassung an das Gleichgewicht zwingen kann, indem sie sogenannte »falsche« Transaktionen, d.h. Austauschoperationen zu Ungleichgewichtspreisen verbietet.<sup>(39)</sup>

Der angebliche »Beweis« des allgemeinen Marktgleichgewichts unter Bedingungen vollkommener Konkurrenz erweist sich sofort als Märchen, sobald man über den schlichten mathematischen Beweis der prinzipiellen Lösbarkeit eines Systems simultaner Gleichungen hinausgeht. Die ideale Marktwelt der Neoklassik ist gar keine, sondern ein hochzentralisiertes und höchst autoritäres System, in dem die individuelle Marktfreiheit der Akteure von der allmächtigen Zentrale an die Kette gelegt wird. Die angebliche »freie Konkurrenz« ist gar keine, da die Marktteilnehmer sich ja keineswegs untereinander in ihrem Marktverhalten beeinflussen dürfen, sondern nur der Zentrale ihre jeweiligen Wünsche kund zu tun haben. Alle Marktteilnehmer haben sich dem Diktat der Zentrale zu beugen, auch wenn das, was diese diktiert, ein System von »Gleichgewichtspreisen« ist. Dezentralisieren läßt sich die Marktgewalt des Auktionators im neoklassischen Modell nur dann, wenn man unterstellt, daß alle Austauschakte jederzeit zurückgedreht, gekündigt und zu »neuen« Preisen »neu« verhandelt werden können.<sup>(40)</sup> Vermeiden lassen sich derartige Fiktionen im neoklassischen Modell nur, wenn man sich strikt an die Annahme »perfekter« oder »vollständiger« Information für alle Marktteilnehmer hält. Dann ist der Auktionator überflüssig. Allerdings auch der Markt.

Zahlreiche weitere, rein logische Einwände gegen das Kernmodell der »vollkommenen Konkurrenz« gehen in diese Richtung: Rationales Verhalten der Unternehmer unterstellt, werden diese in einem bestimmten Produktionszweig im Blick auf einen bestimmten Markt nur investieren, wenn sie wissen, oder gute Gründe für die Annahme haben, daß das Angebot anderer, konkurrierender Unternehmen auf diesem Markt begrenzt ist bzw. potentielle Konkurrenten die Gelegenheit, die sie sehen, ihrerseits nicht oder nur zum Teil sehen. Auf einem Modellmarkt mit vollkommener Konkurrenz gibt es diese Ungleichheit der Chancen bzw. Informationen aber nicht. Gerade weil der angenommene Modellmarkt so »perfekt« ist, können Investitionen nicht stattfinden. Denn eine Gelegenheit zum Gewinnmachen, die alle kennen und die allen in gleicher Weise und gleichem Maße offensteht, ist keine mehr (Richardson 1959, 233 f.). Genau genommen gibt es bzw. braucht es in dieser Modellkonstruktion auch weder Unternehmer noch Unternehmen: Die weitaus meisten Funktionen von Unternehmen werden schlicht überflüssig, und mit ihnen auch die meisten Akteure in Unternehmen, einschließlich der Unternehmer selbst (vgl. Kay 1984).

Paradox, aber wahr: Die Standardökonomie, die sich vollständig um den Mythos Markt rankt, hat zum Verständnis, selbst zur Analyse von Marktprozessen außer Trivialitäten kaum etwas beizutragen. Will man wissen, wie die reale Welt der Märkte aussieht, muß man sich von den kruden Vorstellungen der neoklassischen Ökonomen ganz schnell verabschieden. Sie hat zu

wirklichen Marktprozessen - einschließlich der Preisbildungsprozesse und der wirklichen Marktoperationen konkurrierender Unternehmen - buchstäblich nichts zu sagen.<sup>(41)</sup> Es ist kein Wunder und kein Zufall, daß die Marktforschung, wie sie weltweit betrieben wird, mit den Lehrbuchvorstellungen der Ökonomen kurzen Prozeß macht: Sie benutzt sie als rhetorische Versatzstücke und kümmert sich nicht weiter darum. Von der präventösen »Theorie« der Ökonomen im Stich gelassen, verfallen die Marktforscher in krudesten Empirismus. Eher haben deren Beobachtungen und Erhebungen die ökonomische Theorie bereichert - z.B. mit dem Konzept der »Produktzyklen« - als anders herum.

Traditionell unterentwickelt ist die Kritik an den logischen Operationen, von und mit denen die neoklassische Ökonomie lebt. Vermutlich ist es der Bluff-Effekt, den die Mathematik-Show zustande bringt: die meisten Nicht-Ökonomen können sich einfach nicht vorstellen bzw. wollen nicht glauben, was ihnen von neoklassischen Ökonomien im Rahmen der Standardökonomie, d.h. unabhängig von individuellen Ausrutschern, an logischen Elementarfehlern und Schnitzern vorgesetzt wird. Und die Ökonomen selbst sind in der Regel nicht bewußt, daß ihre »Theorie« alles andere als logisch konsistent ist - solange nur die mathematische Logik des »Modells« stimmt. Sie verwechseln ständig Nominaldefinitionen mit Kausalerklärungen; sie schreiben ihren kruden apriori Konstruktionen allen Ernstes »axiomatischen« Wert zu; sie glauben in der Tat, daß reine Tautologien, die logisch wahr, aber bar jeden Informationsgehalts sind, irgend etwas begründen oder beweisen könnten; sie sind naiv davon überzeugt, daß ihren Modellen empirisch- oder normativ-analytische Relevanz zukäme. Daher wäre die wirksamste Waffe gegen die Reproduktion der neoklassischen Denkweise ein Pflichtkurs in elementarer Logik, den es an keiner ökonomischen Fakultät gibt.

Die wichtigste Methode der Neoklassik wird in aller Regel nicht genannt: Es ist das, was in der Sprache der Logik »Erschleichung« heißt. Man darf es auch Scheinbeweis oder *petitio principii* nennen. Immerhin hat der Anspruch der Neoklassik auf mathematische Exaktheit immer wieder Leute angelockt, die wirklich etwas von höherer Mathematik verstanden. Gut 80 Jahre nachdem die allgemeine Gleichgewichtstheorie aufgestellt wurde - damals als Behauptung ohne mathematische Lösung -, ist tatsächlich der mathematische Beweis geliefert worden, daß die simultane Bestimmung aller Preise in einem Kontinuum von Märkten möglich ist (vgl. Debreu 1959; Arrow/Hahn 1971; Hahn 1984). Seither sind die mathematischen Eigenschaften des Kernmodells der Neoklassik immer weiter und gründlicher untersucht worden, mit Ergebnissen, die gerade das Gegenteil von dem zeigen, was die Neoklassiker bis heute behaupten. Je klarer die Bedingungen spezifiziert worden sind, unter denen die Existenz eines allgemeinen Konkurrenzgleichgewichts denkbar und mathematisch möglich ist, desto deutlicher ist auch die Irrelevanz des harten Kerns der Neoklassik für die ökonomische Analyse geworden. Um nur an ein Ergebnis zu erinnern, das mittlerweile auch schon dreißig Jahre alt ist: Roy Radner hat 1968 den mathematisch schlüssigen Beweis dafür geliefert, daß ein Konkurrenzgleichgewicht existieren dann kann, wenn jeder der Marktteilnehmer über eine unendlich große Rechenkapazität verfügen könnte, nicht nur einen Supercomputer, sondern buchstäblich und im mathematischen Sinne eine unendlich große Rechenkapazität. Radner war kein Sozialist, sonst wäre ihm der Bezug sofort ein- und aufgefallen. In den Debatten um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer sozialistischen Ökonomie hatte eine ähnliche Annahme als schlagender Beweis gegen die theoretische Möglichkeit einer sozialistischen Ökonomie gegolten. Die Annahme nämlich, daß zumindest eine Gruppe von Leuten, die zentralen Planer nämlich, über eine Rechenkapazität verfügen müßten, die die aller übrigen Wirtschaftssubjekte um ein Vielfaches übertreffe. Wie bescheiden nimmt sich diese logische Voraussetzung einer idealen sozialistischen Ökonomie neben der aus, die notwendig ist, um die Idealwelt der Neoklassik mathematisch einwandfrei denken zu können.

Die gängige Verteidigung des neoklassischen Kernmodells beruht heutzutage auf der gerade gegenüber vermeintlichen Laien mit besonderer Arroganz vorgetragenen Behauptung, die »neuere Entwicklung« der Theorie habe das alles längst hinter sich gelassen, der heute geltenden »Neuen Mikroökonomie« bzw. der »Neuen klassische Makroökonomie« könne man mit derlei Einwänden nicht mehr kommen. Heute sei man eben viel weiter und den »naiven« Annahmen der Väter der Neoklassik weit überlegen. Es wird mit anderen Worten behauptet, es habe so etwas wie Erkenntnisfortschritt innerhalb der Neoklassik gegeben. Zu diesen »Rettungsversuchen der Neoklassik« gehört z.B. die Theorie der »rationalen Erwartungen« (rational expectations), die große Mode in den letzten zwei Jahrzehnten. Das scheint auf den ersten Blick in der Tat ein Schritt aus dem tradierten Dogmengehäuse heraus, da in der sogenannten »Neuen Mikroökonomie« die auf Walras zurückgehende Annahme vollständiger Information, damit auch der Existenz von Zukunftsmärkten, ausdrücklich beseitigt wird. Im Zentrum dieser angeblichen Neuerung steht die Figur des »rationalen« ökonomischen Akteurs, der sich im Blick auf die unsichere Zukunft »rational« verhält, weil und insoweit als er über ein spezifisches Wissen verfügt: Er weiß nämlich jeweils ganz genau, wie die Ökonomie, in der er operiert, tatsächlich funktioniert, und er ist daher imstande, alle möglichen zukünftigen Ergebnisse ökonomischen Handelns in dieser Umwelt genau zu bestimmen, einschließlich der Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens (vgl. Shaw 1984). Folglich weiß dieser »rationale« Akteur auch jeweils genau, welche Informationen er braucht, kennt die Kosten der Informationssuche und weiß, was dabei herauskommt. Eine metaphysische Behauptung, die man sich in keiner anderen Sozial- oder Naturwissenschaft erlauben dürfte, die aber in der Neoklassik noch nicht einmal Kopfschütteln hervorruft (vgl. Weeks 1989, 229). Auf die gleiche großzügige Weise, wie mit dem Informationsproblem ist die Neoklassik seit jeher mit allen bekannten und unleugbaren Fällen von Marktversagen umgegangen: Jedwedes Marktversagen wird neoklassisch damit erklärt, daß es eben zuwenig Märkte gebe oder die vorhandenen Märkte leider noch unvollkommen seien (vgl. z.B. die Darstellung bei Hahn 1984).

Dennoch herrscht die Neoklassik. Den Managern und Unternehmern scheint es nichts auszumachen, wenn sie in ihrem Ökonomie-Studium jahrelang Sachen pauken, mit denen sie nie auch nur das Geringste anfangen können. Wahrscheinlich reicht ihnen die ideologische Selbstvergewisserung und Bestätigung ihres ökonomischen Weltbilds vom Typ eines Dr. Pangloss, wie es Voltaire in seinem »Candide« unübertroffen beschrieben hat; und für Funktionäre der Unternehmerverbände mag das ja auch eine hinreichende Basis ihrer Interessenpolitik darstellen. Aber die Politiker, die Beratung, und die Wissenschaftler, die Aufklärung erwarten, können mit der Neoklassik kaum zufrieden sein und sie sind es auch nicht. Die Studenten, die in neoklassischer Denkweise unterwiesen worden sind, zeigen in aller Regel alsbald Wirkung: Zu Anfang ihres Studiums, so haben diverse Untersuchungen und Befragungen unter Studenten der Wirtschaftswissenschaften an US-amerikanischen Universitäten gezeigt, interessieren sich die Studenten noch stark für reale ökonomische Probleme und deren mögliche Lösungen. Während der ersten zwei Jahre ihres Studiums, also dank ihres »Trainings« in neoklassischer Denkweise, wird ihnen dieses Interesse gründlich ausgetrieben. Am Ende glauben 68% und mehr, daß empirische Kenntnisse der realen ökonomischen Welt völlig irrelevant seien, um als Ökonom zu reüssieren (vgl. Kasper u.a. 1991; Colander/Klamer 1990)

Besonders verheerend hat sich die Vorherrschaft des neoklassischen Denkens auf einem Gebiet ausgewirkt, das einst als Zentrum der »wirtschaftlichen Staatswissenschaften« galt, in der Finanzwissenschaft nämlich. Dort, wo nun ex professo von nicht-marktförmigen, nicht-privaten Ökonomien, von ökonomischen Prozessen und Institutionen außerhalb des, wenn auch in Beziehung zum Markt die Rede ist, kann die neoklassische Theorie nur noch Verwirrung stiften. Tatsächlich beschränkt sie sich auf Modellanalysen, in denen es stets darum geht zu zeigen, wie der Staat, der immer und überall stört, gleich was er tut, am wenigsten stören kann. In schönster neoklassischer Schulmanier wird über die angebliche »Effizienz« und »Optimalität« von

Steuersystemen und Steuertarifen räsoniert, stets am Gängelband der kryptonormativen Vorstellungen des neoklassischen Kernmodells. Die heutige, neoklassisch dominierte Finanzwissenschaft kann daher nichts anderes sein als das Echo der gängigen ideologischen Vorurteile über die schädlichen Wirkungen von Steuern, insbesondere solcher mit progressiven Tarifen, Staatsschulden, Staatsausgaben usw., verbrämt mit völlig irrelevanten Modellkonstruktionen und garniert mit empirisch uninformativem Unsinn und Scheinevidenzen - besonders schlimm im Fall der Staatsverschuldung und des öffentlichen Kredits.<sup>(42)</sup> Wer auf dieser Grundlage Finanzpolitik betreiben soll, wird nicht nur schlecht beraten, er bekommt ein veritables Brett vor den Kopf genagelt. Für die zukünftigen Unternehmer und Manager gibt es immerhin noch die Betriebswirtschaftslehre, für die zukünftigen Finanzbeamten und -politiker sieht es düster aus.

## 5. Alternativen zum Einheitsdenken in der Ökonomie

Märkte können nicht funktionieren ohne soziale Unter- und Nebenwelten, die nicht marktförmig organisiert sind. Ergo muß man weit mehr kennen als die keineswegs »reine« Logik der Märkte, um das Funktionieren von Marktprozessen und die Zusammenhänge von verschiedenartigen Märkten begreifen zu könne. Daher ist die Ökonomie, selbst wenn sie auf die bloße Markt- oder Preistheorie reduziert wird, immer eine »soziale« oder »politische«. Die neoklassischen Ökonomen haben die Sozialwissenschaft Ökonomie bis heute nicht totkriegen können. Das ist nicht ihr Verdienst, sondern das Verdienst der Stimmen aus der »Unterwelt«, in der sich die Zweifler der Profession mitunter umhören, da sie wissen, daß sie von einigen illustren Geistern (wie Sismondi, wie Marx, wie Veblen, wie Schumpeter und Sraffa) bevölkert wird. Was sie dort zu hören bekommen, läuft regelmäßig auf eine ganz andere ökonomische Theorie hinaus. Soweit sie solche Stimmen überhaupt hören wollen, verhalten sich die meisten Ökonomen abwehrend: Auf die Kritik der Neoklassik reagieren sie im Zweifelsfall, d.h. dann, wenn die Standardentgegnung, alle denkbaren Einwände seien im Modell schon längst berücksichtigt, sich nicht halten läßt, mit der Frage nach einer Alternative: Was, bitteschön, sollen wir denn unsere Studenten lehren, wenn die konventionelle oder Standardökonomie so irrelevant, unlogisch, unempirisch, ideologisch geladen ist, wie Ihr sagt? Wie sieht Eure ökonomische Theorie denn aus? Kommt darauf eine mehr oder minder ausführliche Antwort, reagieren die meisten neoklassischen Ökonomen geradezu panisch: Das hieße ja, die neoklassische Theorie, überhaupt jeden analytischen Begriffsapparat aufgeben - »to abandon neoclassical theory is to abandon economics as a science« (North 1978, 974). Worauf die hartgesottenen Kritiker entgegnen: Solange Ihr an Eurem neoklassischen Kernmodell des Konkurrenzgleichgewichts festhaltet, wird die Ökonomie niemals eine Sozialwissenschaft. Ihr bzw. die Disziplin der Ökonomie steht vor einer klaren Alternative: »It can retain the neoclassical core of its theory or, alternatively, it can one day become a science. It cannot have it both ways« (Eichner 1983, 518). Damit endet gemeinhin der Dialog. Was die einen für den Gipfel der Wissenschaft halten, halten die anderen für ein entscheidendes Hindernis, das den Weg zu einer echten Wissenschaft blockiert.<sup>(43)</sup>

Albert Hirschman hat vor einigen Jahren ein überzeugendes Plädoyer »Against Parsimony« gehalten (Hirschman 1992): Gegen den übertriebenen Geiz, die pathologische Sparsamkeit bei der ökonomischen Begriffsbildung, gegen das Operieren mit unangemessenen Simplifikationen und falschen Abstraktionen. Konsequenterweise zeigt er auf, wie sich einige Kategorien des ökonomischen Diskurses komplizierter und komplexer machen lassen. Vermeiden läßt sich das nicht, da alles, was empirisch gehaltvoll, daher dem Risiko der Überprüfung ausgesetzt, weit komplizierter aufgebaut ist und aufgebaut sein muß als die traditionellen neoklassischen Theorien - angefangen bei der Theorie des einfachen Tauschs bis hin zu den verwickeltsten Teilstücken der »Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung«, also des keineswegs regellosen und zufälligen Gangs der Form- und Strukturveränderungen des modernen Kapitalismus.

Wie soll man also heute noch Ökonomie lehren? Meine Antwort entspricht der, die Heinz Maus in den sechziger Jahren für die Soziologie gab: Die Klassiker gründlich und ernsthaft studieren - auch die Klassiker der Neoklassik, wie Alfred Marshall - und auf den Zeitgeist pfeifen. Wer die Klassiker kennt, ist gegen das meiste gefeit. Er muß allerdings damit leben, daß die ökonomische Klassik nur viele unfertige, hochkomplexe und in sich wie untereinander widersprüchliche Theorien zu bieten hat, kein scheinbar vollendetes Lehrgebäude wie die Neoklassik. Dafür steht diese Sozialwissenschaft in der Zeit und auf dem Boden, statt in der Luft der reinen Imagination zu schweben. Als Ideologie ist sie nur partiell brauchbar, da sie kein hermetisch gegen die Geschichte und die Empirie abgeschlossenes, der Logik unzugängliches Weltbild bietet.<sup>(44)</sup>

Solche Widersprüche muß man aushalten. Schließlich gibt es in dieser Tradition wieder richtige wissenschaftliche Probleme zu bearbeiten, statt für Scheinprobleme der neoklassischen Dogmatik dank der hohen Kunst der »Annahme«, pompös und unzutreffend »Axiomatik« genannt, immer neue Scheinlösungen zu erfinden. Der Nachteil dieser Position ist eher ästhetischer Art: Derart altmodische Wissenschaftler sehen in der Regel schnell die Blößen der jeweils neuesten und bestglaubten Weisheiten. Und nackte Kaiser sind ja bekanntlich nicht immer ein schöner Anblick.

## Literatur

H. Albert, 1967, Marktsoziologie und Entscheidungslogik, Neuwied

H. Arndt, 1979, Irrwege der Politischen Ökonomie, München

K.J. Arrow/F. Hahn 1971, General Competitive Analysis, San Francisco

K.J. Arrow, 1987, Economic Theory and the Hypothesis of Rationality, in: J. Eatwell (ed), The New Palgrave Dictionary, Vol. I, London, S. 69-74

Th. Balogh, 1982, The Irrelevance of Conventional Economics, London

D. Bell/I. Kristol (Hrsg), 1984, Die Krise in der Wirtschaftstheorie, Berlin u.a.

L. von Bortkiewicz, 1898, Die Grenznutzentheorie als Grundlage einer ultraliberalen Wirtschaftspolitik, in: Schmollers Jahrbuch, Bd. 22

A. Chandler, 1990, Scale and Scope: The Dynamics of Industrial Capitalism, Cambridge Mass.

G. Debreu, 1959, Theory of Value. An Axiomatic Analysis of Economic Equilibrium, New York

A. Eichner, (Hrsg.), 1983, Why Economics is not yet a Science, London

J. Fischer, 1998, Für einen neuen Gesellschaftsvertrag, Köln

J. Fradin, 1976, Les fondements logiques de la théorie néoclassique de l'échange, Grenoble

B. Guerrien, 1989, La Théorie néo-classique. Bilan et perspective du modèle d'équilibre général, Paris

- B. Guerrien, 1996, L'Économie néo-classique, Paris
- F. Hahn, 1984, Equilibrium and Macroeconomics, Oxford
- A.O. Hirschman, 1992, Rival Views of Market Society, Cambridge, Mass.
- G. Hodgson, 1988, Economics and Institutions, Cambridge/Oxford
- B. Hombach, 1998, Aufbruch - Die Politik der Neuen Mitte, München/Düsseldorf
- B. Ingrao/G. Israel, 1987, La mano invisibile, L'equilibrio economico nella storia della scienza, Bari
- G. Israel, 1996, La Mathématisation du Réel, Paris
- W. St. Jevons, 1924, Die Theorie der Politischen Ökonomie, Jena (engl. 1871)
- H. Kasper e.a., 1991, The Education of Economists: From Undergraduate to Graduate Study, in: Journal of Economic Literature, Vol. 29, 3, S. 1088-1109
- N. M. Kay, 1984, The Emergent Firm: Knowledge, Ignorance and Surprise in Economic Organization, London
- A. Klammer/D.C. Colander, 1990, The Making of Economists, Boulder
- M.R. Krätke, 1998, Antonio Gramscis Beiträge zu einer kritischen Ökonomie, in: U. Hirschfeld (Hrsg.), Gramsci-Perspektiven, Berlin/Hamburg, S. 53-93
- M.R. Krätke, 1999, Kritische Ökonomie und Kritik der Politischen Ökonomie heute, in: Das Argument, 50. Jg.
- O. Lafontaine/C. Müller, 1998, Keine Angst vor der Globalisierung, Bonn
- T. Lawson, 1997, Economics and Reality, London/New York
- A. Marshall, 1890, Principles of Economics, London
- A. Marshall, 1919, Industry and Trade, London
- Ph. Mirowski, 1989, More Heat than Light, Cambridge/New York
- L. v. Mises, 1949, Human Action. A Treatise on Economics, New Haven
- M. Musolino, 1997, L'Imposture Economique, Paris
- G. Myrdal, 1972, Anstelle von Memoiren, München
- J. v. Neumann/O. Morgenstern, 1961, Spieltheorie und Wirtschaftswissenschaft, München
- D.C. North, 1978, Structure and Performance: The Task of Economic History, in: Journal of Economic Literature, Vol. 16, S. 963-978

- P. Ormerod, 1994, *The Death of Economics*, London/Boston
- R. Radner, 1968, *Competitive Equilibrium under Uncertainty*, in: *Econometrica*, Vol. 36, 1, S. 31-58
- G. B. Richardson, 1959, *Equilibrium, Expectations and Information*, in: *Economic Journal*, Vol. 69, S. 223-237
- J. Robinson, 1973, *Collected Economic Papers*, Vol. IV, Oxford
- J. Robinson, 1979, *Collected Economic Papers*, Vol. V, Oxford
- G. Routh, 1989, *The Origin of Economic Ideas*, 2nd edit., Basingstoke
- S. Schoeffler, 1955, *The Failures of Economics: A Diagnostic Study*, Cambridge
- A. Sen, 1977, *Rational Fools. A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory*, in: *Philosophy and Public Affairs*, 6, S. 317-344
- G.K. Shaw, 1984, *Rational Expectations: An Elementary Exposition*, Brighton
- R. Solo, 1981, *Values and Judgements in the Discourse of the Sciences*, in: R.A. Solo/Ch. W. Anderson (eds), *Value Judgement and Income Distribution*, New York, S. 9-40
- S. Schoeffler, 1955, *The Failures of Economics: A Diagnostic Study*, Cambridge
- P. Sraffa, 1926, *The Law of Returns Under Competitive Conditions*, in: *Economic Journal*, Vol. 36, no. 4, S. 535-550
- J. Steuart, 1767, *An Inquiry into the Principles of Political Economy*, London
- W. Vogt, (Hrsg.), 1973, *Seminar: Politische Ökonomie*, Frankfurt a.M.
- L. Walras, 1874, *Éléments d'économie politique pure*, Lausanne
- J. Weeks, 1989, *A Critique of Neoclassical Macroeconomics*, Basingstoke/London

## Anmerkungen

1. Daher haben sich die Aspiranten auf Regierungswürden im deutschen wie im britischen Fall auch bemüht, vor aller Öffentlichkeit zu demonstrieren, daß sie mit der herrschenden Denkweise der Ökonomie vertraut und vor allem bereit waren, deren weise Lehren zu beherzigen (Vgl. z.B. Fischer 1998; Hombach 1998). Die Rolle des »enfant terrible« fiel in Deutschland Oskar Lafontaine zu, der sich einige, diskutabile und in der Regel auch wohlbegründete Abweichungen von der herrschenden, wirtschaftspolitischen Orthodoxie gestattete (vgl. Lafontaine/Müller 1998), ohne dabei die herrschende Lehre der Ökonomie grundsätzlich in Frage zu stellen. Das konnte den Ökonomen nicht gefallen. Der Mann hatte doch die Stirn auszuplaudern, daß es in der Wirtschafts- und Finanzpolitik um politische Entscheidungen zwischen Alternativen ging, und nicht darum, »ehernen Gesetzen« der angeblichen »ökonomischen Vernunft« zu gehorchen. Ähnlich ungern wie heutige Zentralbanker oder Sachverständigenräte hörten die Kirchenfürsten, daß sie Politik betrieben, und keineswegs Gottes Willen exekutierten.

2. Wie wir aus der vergleichenden Wahlforschung wissen, werden heute Wahlkämpfe mehr als je zuvor dadurch entschieden, daß die Kandidaten und ihre Parteien zumindest den Anschein wirtschaftspolitischer Kompetenz zu erzeugen vermögen. Im Regelfall geschieht das, indem man sich des Jargons der neoklassischen Ökonomie bedient, mithin von dem kuriosen Irrtum zehrt, die Kenntnis dieser Formelsprache habe irgend etwas mit wirtschaftspolitischer Kompetenz zu tun.

3. Dafür haben die ersten fünf Monate der rot-grünen Koalitionsregierung in der Bundesrepublik - bis zum Rücktritt Oskar Lafontaines - reichliches Anschauungsmaterial geliefert. Tagtäglich konnte man in fast allen Medien der Republik lesen oder hören, daß so gut wie alles, was der neue sozialdemokratische Finanzminister plane und wolle der »ökonomischen Vernunft« widerspreche. Als Inbegriff der »ökonomischen Vernunft« galt ohne jede Frage das, was die herrschende Lehre oder der »mainstream« der akademisch etablierten Ökonomie, d.h. der Neoklassik, dafür hielt, im Zweifelsfall auch das, was Spitzenfunktionäre von Konzernen und/oder Unternehmerverbänden verkündeten. Der Witz an der Sache besteht darin, daß sich mit den Mitteln der herrschenden ökonomischen Lehre eine klare Parteinahme für oder gegen »Angebots-« oder »Nachfragepolitik« gar nicht begründen läßt, obwohl strikte Neoklassiker eher der im Modell des allgemeinen Gleichgewichts als dominant unterstellten Nachfrageseite zuneigen müßten. Wir haben es also mit einem Dogmatismus zweiter Ordnung zu tun, der sich nicht mehr um die geheiligten Sätze der »reinen« Theorie dreht, sondern um empirische Aussagen (Tatsachenbehauptungen - wie etwa über den Zusammenhang von Investitionen und Beschäftigung), die im Gewande der Theorie, als »allgemeingültige« und empirischer Kritik entzogene, präsentiert werden. Neoklassiker, wenn sie denn die behauptete »Neutralität« und »Reinheit« ihrer Theorie ernst nähmen, müßten sich eigentlich gegen diese Vereinnahmungen verwahren. Dann würden sie allerdings gezwungen, zuzugeben, daß ihre angebliche Theorie zu wirtschaftspolitischen Streitfragen außer Dogmatismus und Dekorums nichts beizutragen hat.

4. Nichts gegen Theologen vom Fach. Unter den klassischen Ökonomen gab es eine ganze Reihe von ihnen - wie Malthus, Whately, Richard Jones - ebenso wie etliche Autoren, die erheblich mehr über theologische als über ökonomische Fragen geschrieben haben - wie z. B. Henry Thornton, *der* Geldtheoretiker der Klassik.

5. »Economics is about models, not reality«, lautet einer der nur für die Eingeweihten bestimmten, fundamentalen Glaubenssätze dieser Zunft. Die Analogie zur mittelalterlichen Scholastik, die vielen dabei einfällt, trifft nicht ganz: Diese Kleriker waren im Vergleich zu heutigen neoklassischen Ökonomen hochgebildete Leute, die vielerlei Kenntnisse hatten, und sie verfügten über einen ausgeprägten Sinn für Logik, was man gläubigen Neoklassikern nicht nachsagen kann.

6. Zit. nach *The Economist*, 23.08. 1997, S. 13. - Die intellektuelle Linke hat, nicht nur in Deutschland, seit längerem gründlich vergessen, wo und wie die wirklichen ideologischen Kämpfe in der bürgerlichen Gesellschaft stattfinden. Im Zeichen des »Antiökonomismus« redet sie zwar unaufhörlich von »Hegemonie«, hat sich aber aus den wirklichen Kämpfen um und gegen das herrschende Denken weitgehend verabschiedet. Antonio Gramsci, dem das Konzept der innergesellschaftlichen »Hegemonie« entliehen wurde, ist daran übrigens unschuldig. Entgegen der Gramsci-Legende war er an kritischer Ökonomie durchaus interessiert und hatte dazu auch einiges zu sagen (vgl. Krätke 1998).

7. Was gegenwärtig fast überall unter dem irreführenden Namen einer »Neuen Politischen Ökonomie« an sozialwissenschaftlichen Fakultäten betrieben wird, ist nichts anderes als die formalisierte Darstellung politischer Entscheidungsprozesse in Marktmodellen; ihre spieltheoretischen Varianten beruhen allesamt auf neoklassischen Konzepten - von Rationalität,



von Gleichgewichten, von »Preisen«, von Präferenzen usw. Originell ist das übrigens alles nicht. Populäre Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wie Daniel Defoe und Jonathan Swift haben die totale »Ökonomisierung« und Vermarktung aller sozialen Beziehungen und allen sozialen Handelns satirisch vorweggenommen. Ihre heutigen Nachfolger machen in aller Naivität mit der Satire Ernst.

8. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurden heftige Anstrengungen unternommen, die guten und gesunden Lehren der klassischen Ökonomie zu propagieren. Paradebeispiele für diese popularisierende Literatur bieten Janet Marcets Büchlein *Conversations on Political Economy*, das zuerst 1816 erschien und bis 1824 fünf Auflagen erlebte, so wie Harriet Martineaus noch weiter verbreitete *Illustrations of Political Economy*, die als Artikelserie zuerst 1832 erschien. Beide Damen bemühten sich, die unteren Klassen, insbesondere die Jugend, an die sie sich ausdrücklich wandten, vom Gleichklang der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, von der Schädlichkeit hoher und steigender Löhne für die Beschäftigung, von der Gefährlichkeit gewerkschaftlicher Aktionen für den Volkswohlstand, von den zerstörerischen Folgen hoher Steuern auf Besitzeinkommen zu überzeugen - mit bemerkenswertem Erfolg vor allem in der sogenannten »guten Gesellschaft«. In diesen Schriften kann man noch heute das ökonomische Weltbild des gebildeten Bürgertums des 19. Jahrhunderts finden - mit bemerkenswerten Parallelen zu heute gängigen Vorstellungen.

9. Ketzer werden bestraft - mit Exkommunikation. Wer sich der etablierten Dogmatik der Neoklassik zu widersetzen sucht, wird obendrein als Nicht-Ökonom, in schweren Fällen als »Soziologe« gebrandmarkt.

10. William Stanley Jevons, dessen *Theory of Political Economy* zuerst 1871 erschien, hatte seine Theorie bereits zehn Jahre früher fertig ausgearbeitet - etwa zur gleichen Zeit (1861-62), als Marx mit dem zweiten großen Entwurf seiner *Kritik der Politischen Ökonomie* kämpfte, Manuskripte, die erst mehr als vierzig Jahre später teilweise (unter dem Titel *Theorien über den Mehrwert*) veröffentlicht wurden.

11. Die ersten, überaus spärlichen Reaktionen auf Marx' Werk beschränkten sich auf Deutschland und Rußland. In Frankreich wie in den angelsächsischen Ländern wurde er von den damaligen akademischen Ökonomen kaum wahrgenommen; und wenn, dann nur als einer unter vielen »Sozialisten«. Ohnehin ist die Eigenart der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie auch von orthodoxen »Marxisten« lange kaum verstanden worden. Nur wenige, vereinzelte Wissenschaftler - wie z.B. Otto Bauer, Karl Korsch, Henryk Grossman - hatten mehr als eine Ahnung davon, daß Marx etwas anderes im Sinn und zustande gebracht hatte als eine neuerliche »Ökonomie vom Arbeiterstandpunkt«. Bis heute hält sich gerade bei kritischen Ökonomen der durchaus oberflächliche Eindruck, Marx' Kritik sei nur eine Variante der ökonomischen Klassik, ja sogar dem Wissenschaftskonzept der Neoklassik mehr oder minder verhaftet (vgl. Krätke 1999).

12. In der englischsprachigen Welt wurde John Stuart Mills *Principles of Political Economy* aus dem Jahre 1848 im Laufe der neunziger Jahre von Alfred Marshalls *Principles of Economics* (zuerst 1890) als führendes Lehrbuch der Ökonomie abgelöst. In den USA war bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts Jean Baptiste Sais *Traité d'économie politique* (zuerst 1803, erste englische Übersetzung 1816/17) das populärste Lehrbuch. Kein Wunder, ist der alte Say doch die in der Regel verschwiegene Hauptquelle der meisten neoklassischen Dogmen.

13. Vor allem Ricardo wird in den Schriften der Väter der Neoklassik des öfteren als der Vater aller Irrwege der Klassik genannt. So von Jevons, der sich ausdrücklich auf die Tradition der (französischen) Harmonielehren - Say und Bastiat - beruft, an die er wieder anknüpfen will (vgl. Jevons 1924, LVIII, LXIV). Bis in die Details der Begriffsbildung hinein wird z.B. Léon Walras

von den Vorstellungen des führenden Lehrbuchökonomen der französischsprachigen Welt im 19. Jahrhundert, Says nämlich, beherrscht.

14. Die klassischen Ökonomen argumentierten in ihrer Mehrzahl naturrechtlich und faßten die Ökonomie ganz unverblümt noch als »moralische« und »politische« Wissenschaft auf. Trotz ihres Eifers, »allgemeine« bzw. »Naturgesetze« der Ökonomie zu bestimmen - z.B. einen natürlichen Preis und natürlichen Wert, einen natürlichen Lohn oder einen natürlichen Zins als Fixpunkte und Orientierungen im Wirbel der Markterscheinungen festzulegen - waren sie sich über die voraussetzungsvolle Künstlichkeit der neuen Ordnung des aufsteigenden Kapitalismus noch im klaren. Erst relativ spät treten unter ihnen Theoretiker hervor, die wie David Ricardo die Verhältnisse der kapitalistischen Produktionsweise (notabene in ihrer englischen Form) als ganz selbstverständliche Gegebenheiten einfach voraussetzen.

15. Dies lehr- und wirkungsgeschichtliche Faktum ist keine Marginalie. Erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts begann die mathematische Analyse des neoklassischen Kernmodells, also zu einem Zeitpunkt, wo dies bereits die wohletablierte herrschende Lehre bildete. Über fünfzig Jahre lang wurde diese Lehre akzeptiert, nicht wegen ihrer mathematischen Qualitäten, die noch nicht bekannt bzw. nicht vorhanden waren, sondern obwohl es ihren Vätern nie gelungen war, den Anspruch auf mathematisch strenge Beweisführung einzulösen. Attraktiv war diese Theorie wegen ihres Gehaltes, des neoklassisches Bildes einer perfekten Marktwelt, nicht wegen ihrer höchst unzulänglichen bzw. nur dem Anspruch nach vorhandenen mathematischen Form.

16. Die metaphorische Rede von der politischen Ökonomie als der »Anatomie« oder »Physiologie« der bürgerlichen Gesellschaft, die noch Marx gebraucht, war den klassischen Ökonomen wohlvertraut. Anspruch auf Exaktheit erhoben die klassischen Ökonomen in der Regel nur im Sinne der gleichfalls von ihnen neu begründeten bzw. erfundenen Disziplin, der Statistik oder »politischen Arithmetik«.

17. Marxisten erkennt man in der Regel daran, daß sie derlei Metaphern wörtlich nehmen, d.h. den kritisch-ironisierenden Sinn nicht begreifen, in dem Marx sie gebraucht.

18. Erste Versuche zu einer umfassenden Neuformulierung des Korpus der klassischen Theorie auf grenznutzentheoretischer Grundlage wurden schon früh unternommen, z.B. von Emil Sax 1887 und Friedrich von Wieser 1889.

19. Die scheinbar hochwissenschaftliche, mathematische Verkleidung dieser erlesenen Simplizität - in Gestalt konvexer »Indifferenzkurven« bzw. einer »abnehmenden Grenzrate der Substitution« - hat mit Mathematik gar nichts zu tun, viel dagegen mit reiner Spekulation. Übrigens steckt die Grenznutzentheorie mit allen Implikationen, einschließlich Meßbarkeit und Vergleichbarkeit von Nutzen»größen« immer noch darin, wenn auch so versteckt, daß es Nichteingeweihten nicht sofort auffällt. Die Eingeweihten der Neoklassik halten so etwas für logische Analyse.

20. Obwohl einige bis zum heutigen Tag die Stagnation der theoretischen Ökonomie damit erklären wollen, daß es leider noch immer nicht gelungen sei, den »Nutzen« zu quantifizieren. Warum dies ein eitles Bemühen ist, hat z.B. Myrdal (1972) des öfteren dargelegt.

21. Seither erst können böse Zungen mit einigem Recht behaupten, daß ein Ökonom ein Mensch sei, der den Preis von allem kenne - zumindest behauptet er das -, aber von nichts den Wert. Leider stimmt nicht einmal das, da die neoklassische Ökonomie streng genommen auch keine Preise, sondern nur Tauschrelationen zwischen Gütermengen kennen.

22. Daher geht der Streit zwischen Keynesianern und Neo-Neoklassikern nur darum, ob die neoklassische Gleichgewichtstheorie nur ein Spezialfall der Keynesianischen Makroökonomie sei - oder umgekehrt letztere nur ein Spezialfall innerhalb der umfassenden, allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Die fundamentale Schwäche der Keynes'schen Kritik liegt darin, daß ihr Autor ein Kind und Gefangener der Neoklassik ist, daher auch die klassische Ökonomie durch deren Brille sieht. Sein großer Vorläufer aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, James Stuart, den Keynes nicht nennt und möglicherweise auch nicht kannte, hatte - Vorteil des Pioniers - dies Problem nicht. Stuart, der als erster ausführlich und systematisch von Beschäftigungs- und vor allem Vollbeschäftigungspolitik handelt, der die Veränderungen von Konsum- und Sparneigung ebenso untersuchte wie die Liquiditätsfalle und die Möglichkeiten, die effektive Nachfrage zu beeinflussen, betrieb politische Ökonomie noch ganz unverblümt als politische Wissenschaft. Sein Hauptwerk trug den Untertitel »an Essay on the Science of Domestic Policy in Free Nations« und »forming domestic policy into a regular science«, hieß das Ziel, das er sich setzte (vgl. Stuart 1767). Was die »reine Ökonomie« der Neoklassik wegdefiniert, nämlich Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung, das ist für einige der klassischen Ökonomen ein offenes Problem, was die Neoklassik als »gegeben« annimmt, Vollbeschäftigung, ist für viele klassische Ökonomen noch eine politische Aufgabe für die Regenten, die den Volkswohlstand zu mehren haben.

23. Intellektuell war Keynes' Leistung, die Wiederentdeckung einiger Sachverhalte, die den klassischen Ökonomen wohlbekannt waren, wie der technologischen und/oder konjunkturellen Unterbeschäftigung oder der Tatsache, daß Geld in einer kapitalistischen Marktökonomie mehr ist als eine Recheneinheit oder ein bloßes Zirkulationsmittel, nicht so beeindruckend. Was nach wie vor Anerkennung verdient, war das Wagnis, sich mit der etablierten Weisheit der neoklassischen Orthodoxie anzulegen. Keynes war zwar alles andere als ein brillanter Theoretiker - eher ein ausgezeichneter Wirtschaftspolitiker, der leider politisch scheiterte, wo er Recht hatte -, besaß aber die eine, entscheidende Tugend, die den Wissenschaftler auszeichnet: intellektuellen Mut. Er war allerdings auch materiell unabhängig genug, um sich den leisten zu können.

24. Der Wirrwarr der disparatesten Theorieelemente - undenkbar in jeder echten theoretischen Wissenschaft - läßt sich nur aufrechterhalten, weil die neoklassischen Ökonomen jede Berührung mit Wirtschaftsgeschichte bzw. Geschichte der ökonomischen Theorien scheuen wie der Teufel das Weihwasser.

25. Das wurde in den Schriften der ersten Neoklassiker oft genug verkündet und seither in der Lehrbuchökonomie kritiklos wiederholt. Daß es ein »Aggregationsproblem« in der Tat gibt, war dagegen den klassischen Ökonomen bereits wohl bekannt - siehe z.B. die seinerzeit Aufsehen erregende Schrift Bernard de Mandevilles, *The Fable of the Bees*, zuerst 1714. Keynes hatte diese Einsicht der Klassik, die auch Marx überaus geläufig war, wiederentdeckt. Trotz ihrer Orientierung am Vorbild der Naturwissenschaften glauben neoklassische Ökonomen bis heute, ein Wald sei im Prinzip nichts anderes als ein Baum, nämlich einfach »viele Bäume«.

26. Daraus folgt eine höchst merkwürdige Widersprüchlichkeit der ganzen Konstruktion der neoklassischen Theorie, sobald sie preistheoretisch bzw. »makro-ökonomisch« wird, ein eklatanter Widerspruch, der aufgeweckten Studenten noch auffällt: Erst wird behauptet, Geld spiele für die Logik der sogenannten »Mikro-Ökonomie«, d.h. für den einfachen Tausch, keinerlei Rolle. Da man aus Tauschrelationen zwischen Gütermengen aber auf keinem logischen Wege ein bestimmtes Preisniveau ableiten kann, kommt ganz plötzlich das Geld herein, das das Wunder bewirken soll, aus Güterrelationen Preise mit meß- und vergleichbarem Niveau zu machen. Darauf, in der »Makro-Ökonomie«, die nur ein Aggregat von »Mikro-Ökonomien« sein soll, heißt es weiter, das Geld, vor allem seine Umlaufmenge, sei nicht nur einer, sondern sogar der

wichtigste preisbestimmende Faktor. Derlei »Geldtheorie« kann man nicht mehr nachvollziehen, nur noch glauben.

27. Witzigerweise werden durch diese schöne Annahme die real existierenden Zukunftsmärkte, d.h. die Finanzmärkte, auf denen »spekuliert«, mit diversen »Zukunftswaren« bzw. Optionen auf zukünftige Geschäftschance gehandelt wird, aus dem Modell ausgeschlossen.

28. Derartige »Anwendungsfälle« werden, von Auflage zu Auflage mehr oder minder ausgeschmückt, in den weltweit führenden Lehrbüchern der Ökonomie - wie Samuelson/Nordhaus, *Economics* oder Lipsey/Steiner/Purvis, *Economics* - immer wieder von Neuem behauptet.

29. Die sogenannte »Globalisierung« kommt daher neoklassischen Traditionalisten bzw. Freunden des neoklassischen Ökonomismus besonders gelegen, meinen sie doch, damit käme die reale Welt der ökonomischen Erscheinungen ihrem Idealbild, das die ganze Welt als einen perfekten Markt darstellt, um einiges näher. Endlich Einfach statt Vielfalt! Für Liebhaber des Einheitsdenkens in der Tat ein perfekte Welt: Zu der imaginären zeit-, ort- und konfliktlosen Gleichgewichtsökonomie kommt nun noch eine ebenso imaginäre »ortlose« und vor allem »unpolitische« Politik.

30. Daß es auch unter praktischen Managern und Unternehmern Spinner mit ideologischen Scheuklappen gibt, soll nicht bestritten werden. Allerdings wird den meisten Unternehmern über kurz oder lang unweigerlich Planung, Umgang mit Unsicherheiten und Risiken, sogar strategisches Denken und Handeln beigebracht - etwas, das es nach der Logik des neoklassischen Kernmodells gar nicht geben darf und auch nicht geben kann. Für die ganz Unfähigen gibt es heute ja eine berufliche Alternative: sie werden Verbandsfunktionäre.

31. In wirklichen normativ-analytischen Untersuchungen, wie z.B. John Rawls' *Theorie der Gerechtigkeit*, wird denn auch mit der berühmten Pareto-Optimalität sofort kurzer Prozeß gemacht. Einigermäßen ernsthafte Leute, die ernste Probleme bearbeiten wollen, kümmern sich nicht um derlei leere Hülsen.

32. Sie hat auch, genau genommen, keine Preistheorie und keine Geldtheorie. Anhänger des neoklassischen Weltbildes zahlen für ihre Glaubensstärke einen hohen Preis: Sie begreifen überhaupt nichts mehr. Alt- oder neomodische Keynesianer, die sich mit den »Unreinheiten« der Klassik herumplagen, begreifen zum mindesten noch einiges von dem, was in der realen Welt der Märkte und Unternehmen vor sich geht.

33. Die impliziten Annahmen bzw. Folgen einer theoretischen Konstruktion herauszufinden und genauer zu bestimmen, ist ein normaler Teil wissenschaftlicher Alltagsarbeit. Die wird allerdings höchst unfruchtbar, wenn sich dabei nur immer wieder dasselbe herausstellt: Die vollständige Irrelevanz der Konstruktion für die Untersuchung des gemeinten Aspekts der sozialen Realität - im Fall der Neoklassik der Welt der Märkte.

34. Dieselbe Kritik an der empirischen Irrelevanz und dementsprechenden prognostischen Impotenz der Neoklassik kann daher immer wieder aufs Neue und immer wieder zu Recht vorgetragen werden (vgl. z.B. Schoeffler 1955 und Balogh 1982).

35. Daher ist es zur Kritik des neoklassischen Kernmodells auch keineswegs notwendig, auf »unvollkommene« Konkurrenz, auf Oligo- und Monopole zu verweisen.

36. Der schlüssige Nachweise, daß die walrasianische vollkommene Konkurrenz ohne die produktionstheoretische »Annahme« zumindest konstanter Skalenerträge nicht denkbar ist, wurde zuerst von Piero Sraffa 1926 erbracht. Anders gesagt, das neoklassische Konkurrenzmodell ist mit dem wohlbekanntem Faktum steigender Skalenerträge unvereinbar.

37. Die gab es davor nur in großen Waffen-, Munitions- und Uniformfabriken, die aber keineswegs für Märkte produzierten, sondern exklusiv für ihren jeweiligen »Nationalstaat« bzw. dessen Armeen. Und es gab sie in der englischen Textil- und Metallindustrie, die sich allerdings jahrzehntelang eines regelrechten Weltmarktmonopols erfreuen konnte.

38. Tatsächlich waren steigende Skalenerträge bereits im agrarischen Kapitalismus des achtzehnten Jahrhunderts wohlbekannt. Die Frage, ob so etwas wie ein »Gesetz« der abnehmenden (Grenz)Erträge in der Agrikultur bestehe, bildete einen der zentralen Streitpunkte in der Auseinandersetzung um die englischen Korngesetze von 1815.

39. Allein schon diese Terminologie - das Konzept des »false trading« - ist überaus bezeichnend für den neoklassischen Denkstil: Alles, was reale Marktteilnehmer auf realen Märkten tun, ist per definitionem »falsch«, nur was die imaginären Marktteilnehmer im hypothetischen Moment des »allgemeinen Gleichgewichts« tun, ist »wahr«.

40. Zahlreiche Vorläufer dieser kommunistischen Fiktion der Neoklassik finden sich bei den klassischen Ökonomen, aber auch in den sozialistischen Geld- und Kreditutopien des 19. Jahrhunderts.

41. Eine merkwürdige und ganz unbeabsichtigte Nebenfolge dieser Markttheorie ohne Preis und ohne Markt besteht darin, daß alle »marktsozialistischen« Überlegungen, die daran anknüpfen, ebenso leere Exerzitien sind wie diese. Leider wird aber die Diskussion um die »ökonomische Theorie des Sozialismus« seit Anfang dieses Jahrhunderts vom neoklassischen Denken beherrscht. Oskar Lange hat mit seiner berühmten Verteidigung des Sozialismus in den dreißiger Jahren den Fehler exemplarisch vorgeführt. Die Modelle des Marktsozialismus sind nicht deshalb unfruchtbar, weil sie marktsozialistisch, sondern weil bzw. soweit sie neoklassisch sind. Will man ein Konzept des Marktsozialismus begründen, darf man sich gerade nicht unkritisch auf die neoklassische Pseudotheorie der Märkte verlassen. Dazu braucht man etwas völlig anderes als die allgemeine Gleichgewichtstheorie nach (neo)walrasianischem Muster.

42. Die Dogmen, die da seit Jahrzehnten immer wieder verkündet und zum Maßstab »ökonomischer Vernunft« verklärt werden, prägen mittlerweile die finanzpolitische Routine und Orthodoxie in vielen Ländern. So glaubt heutzutage fast jeder, daß Staatsschulden die zukünftigen Generationen belasten, ebenso wie fast jeder glaubt, daß die Staatsverschuldung inflationäre Folgen haben müsse. Das ist zwar theoretisch wie empirisch Unfug, da es aber de facto keine finanzwissenschaftliche Heterodoxie gibt, die diese Weisheiten in Frage zu stellen wagte, verfallen nicht nur grüne Köpfe dem neoklassischen Dogmatismus. Obwohl die herrschende Lehre der Finanzwissenschaft von falschen privatwirtschaftlichen Analogien beherrscht wird, vermeidet sie das zu tun, was bei der Beurteilung der Schuldenposition jedes Privathaushalts und -unternehmens selbstverständlich ist - nämlich die Schulden des Staates in Beziehung zu seinem Vermögen zu setzen. Nichts schwieriger, als über die tatsächliche Größe des Staatsvermögens in den entwickelten kapitalistischen Ländern einigermaßen zuverlässige Daten zu bekommen. Zwischen den Generationen »übertragen« werden natürlich nicht nur die Staatsschulden und die entsprechenden Zahlungsverpflichtungen, »vererbt« wird auch das Staatsvermögen. Ein Teil der jeweils folgenden Generationen erbt auch Staatsschuldentitel als Privatvermögen, mithin einen Anspruch auf regelmäßige Zinszahlungen aus dem Steueraufkommen. Die jüngere Generation als Ganze »erbt« jeweils das, was der Staat mit dem

geliehenen Geld in der Vergangenheit getan hat. Hat er damit Krieg geführt, gibt es in der Tat nur Verluste und Lasten zu erben. Hat er dagegen Straßen, Schulen, Krankenhäuser gebaut, hat er »öffentliche Investitionen« getätigt, dann »erben« die nachfolgenden Generationen auch diese meistens langlebigen »öffentlichen Güter« samt ihren Nutzeffekten. Die Fähigkeit der folgenden Generationen, produktive Arbeit zu leisten, gesellschaftlichen Reichtum zu schaffen, beruht in nicht geringem Maße auf solchen »öffentlichen Investitionen«, die zu Lebzeiten der Väter- und Müttergenerationen getätigt wurden, deren Gebrauchswert aber mit dem Ableben der Väter und Müttergeneration noch keineswegs verschwunden sein muß. Selbst ein Lehrer, dessen Ausbildung und Arbeit von »öffentlichen« Infrastruktur- und Sozialinvestitionen abhängt, kann während seiner normalen Lebensarbeitszeit in der Regel mehr als eine Schülergeneration unterrichten. Sicher gibt es Risiken, sogar ökonomische Grenzen der Staatsverschuldung. Ob und wann diese erreicht werden, hängt von der Art der Finanzierung des Schuldendienstes - also z.B. vom Vorhandensein einer mehr oder minder effektiven Zins- und Vermögensbesteuerung - und von der »Produktivität« oder »Unproduktivität« der kreditfinanzierten Staatsausgaben ab, mithin von der jeweils betriebenen Finanzpolitik. Nicht Staatsschulden als solche sind hochriskant, es ist vielmehr die erzdogmatische, »restriktive« Steuer- und Finanzpolitik der letzten Jahre, die einige Länder an den Rand von »Finanzkrisen« gebracht hat.

43. Es gibt dazu durchaus Parallelen - etwa in der Geschichte des »Marxismus«. Was die einen verbissen verteidigen - die angeblichen Grundsätze oder Lehren »des Marxismus« (mit oder ohne Leninismus) - das halten die anderen für ein entscheidendes Hindernis auf dem Wege zu einer erneuerten

44. Darin besteht auch der Reiz der Marxschen Theorie, die, im Gegensatz zu den im Zeichen des »Marxismus« verbreiteten Karikaturen, ein durchaus unfertiges, in vieler Hinsicht »offenes«, mithin ausbaufähiges Theoriegerüst bietet. Entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil hat Marx einiges zu Märkten und Konkurrenzprozessen zu sagen. Nicht zufällig ging Joseph Schumpeter beim Versuch, die Dynamik kapitalistischer Ökonomien mit technischem Fortschritt zu untersuchen, auf Marx zurück, als einen der wenigen Ökonomen, in deren Theorie der Kapitalist wie der Manager und Unternehmer in der Tat eine Rolle spielen, während sie in der Neoklassik wegdefiniert werden. Auch Max Weber konnte in seiner völlig vergessenen Wirtschaftssoziologie, in deren Zentrum der Markt als Sphäre des »rationalen Tauschkampfs« steht, mit dem »Preiskampf« und dem »Konkurrenzkampf« als seinen Hauptvarianten, nicht um Anleihen bei Marx herum.

[Normale Fassung](#)